[10] Das Problem der aufzählenden, lückenlosen Beschreibung ist eine thematische Konstante in Johnsons Erzählen, Thema etwa auch der Gespräche zwischen Gesine und dem Schriftsteller in den „Jahrestagen".

[11] Johnsons 'Realismus aus den Denkformen der Moderne' bringt einen Roman wie „Das dritte Buch über Achim" einerseits in eine Reihe von Romanen, die das Buch im Buch schreiben, macht aber auch den Unterschied in der Absicht, immer noch an 'der Wahrheit interessiert' zu sein, deutlich. Die Technik der 'mise en abyme', etwa eines André Gide in den „Faux–Monnayeurs", taugt für dieses Wahrheits–Interesse und die 'Genauigkeit', die der Erzähler im Roman von Johnson anstrebt, weniger.

[12] Vgl. Umberto Ecos Hinweis auf die Funktion des Serenus Zeitblom in Thomas Manns „Doktor Faustus" und die davon beeinflußte Konzeption des Adson in seinem eigenen Roman „Il nome della rosa": „Das Vorbild dafür war ... der Serenus Zeitblom ... Alles begreiflich machen durch einen, der nichts begreift." Vgl. Umberto Eco: Postille a 'Il nome della rosa'. Milano: Bompiani, 1983. In deutscher Übersetzung u. d. T. „Nachschriften zum 'Namen der Rose'". München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1986, S. 41f. (= dtv 10552).

CARSTEN GANSEL, OLIVER FRITSCH

„Klischeebildung statt Wahrheitsfindung"? oder vom „Platz des Erzählers".

Zum Konstruktionsprinzip von Uwe Johnsons „Zwei Ansichten"

Ein Blick auf Uwe Johnsons „Zwei Ansichten" und ihre Rezeption zeigt Widersprüchliches.[1] Der Text wurde in der Phase der Erstrezeption hinreichend und trotz verschiedener Einwände insgesamt positiv rezensiert, mehr als 70 zum Teil umfangreiche Besprechungen sind nachweisbar.[2] Auch das Leserinteresse war nicht gering, der Text stand auf den Bestsellerlisten und verkaufte sich – im Vergleich zu anderen Johnson–Texten – gut. Bis 1991 wurden von den „Zwei Ansichten" ca. 115.000 Exemplare verkauft.[3] Dennoch verebbte das literaturkritische Interesse schon bald, und ein literaturwissenschaftliches kam gar nicht erst zustande. Die „Zwei Ansichten" blieben nahezu außerhalb der Betrachtung, und daran hat sich bis heute wenig geändert.[4] Bernd W. Seiler hat kürzlich vermutet, daß die geringe Wertschätzung der „Zwei Ansichten" mit dem literaturwissenschaftlichen Frage–Interesse zusammenhängen könnte. Er sieht es seit Johnsons Debüt mit den „Mutmassungen über Jakob" vornehmlich auf zwei Aspekte ausgerichtet, *erstens* auf die 'Formqualitäten', also die „erzählerischen wie darstellerischen Besonderheiten" und *zweitens* auf Johnsons Figurenkosmos mit seinen innerliterarischen Bezügen. Unter diesen Aspekten habe man mit den „Zwei Ansichten" wenig anfangen können, denn die „Zwei Ansichten" seien „geradlinig und transparent erzählt" und zur Mecklenburg–Welt fänden sich keine Bezugspunkte.[5]

Bernd W. Seilers Überlegungen mögen zutreffen, aber ein weiterer Grund für die ausgebliebene wissenschaftliche Auseinandersetzung könnte darin liegen, daß die Formqualitäten der „Zwei Ansichten" nur bedingt erkannt worden sind und sich statt dessen Wertungen vom traditionelleren bzw. einfacheren Erzählen verfestigt haben. Schließlich wird die wenig schmeichelhafte Darstellung des B., der als Repräsentant des Westens gedeutet wurde, die bundesdeutsche Rezeption eher gebremst, denn motiviert haben. Diesen Fragen sei im weiteren nachgegangen. Zu diesem Zweck erfolgt zunächst eine knappe

Sichtung der Erstrezeption des Textes. Es geht sodann um eine Betrachtung des Textanfangs der „Zwei Ansichten", wobei nach dem Verhältnis des Erzählers zu seinen Figuren zu fragen ist. Schließlich wird das Konstruktionsprinzip der „Zwei Ansichten" untersucht und der Frage nachgegangen, wie die „Zwei Ansichten" in Johnsons Poetologie und zu seinem Anspruch auf Wahrheitsfindung passen. Die *Analyse der Erzählstruktur* steht im vorliegenden Beitrag im Zentrum, inhaltliche Aspekte wie Fragen nach dem 'politischen Sachgehalt' (Bedeutung des Mauerbaus, Leben im geteilten Deutschland), dem Scheitern der Beziehung oder Anklängen an den Romeo–und–Julia–Stoff spielen daher in diesem Rahmen eine sekundäre Rolle.[6]

I Das Klischee siegt oder Prosaische Selbstverstümmelung? Koordinaten der Erstrezeption

Fabel bzw. Sujet der „Zwei Ansichten" lassen sich knapp so beschreiben:

> Ein 25jähriger Fotograf aus Schleswig–Holstein, im Roman wird er B. genannt, lernt im Januar 1961 bei einer privaten Feier in Westberlin die 21 jährige Krankenschwester D. kennen. Sie kommt aus Ostberlin. B. verliebt sich ein wenig in sie, besucht sie öfter und wird durch den Bau der Mauer im August 1961 scheinbar unwiderruflich von ihr getrennt. In einer Westberliner Kneipe kommt er in Kontakt mit einer Gruppe von Studenten, die als Fluchthelfer arbeiten. B. bietet der D. an, sie aus Ostberlin herauszuholen. Nach einigem Zögern sagt sie zu. Als sie dann ein halbes Jahr später in Westberlin eintrifft, ist von Liebe nicht mehr zu reden. Die Stunde der Wiederbegegnung wird zur Stunde der Trennung. Es wird offensichtlich: beide haben sich eigentlich von Beginn an so viel nicht zu sagen, um wirkliche Liebe handelt es sich nicht. Vielleicht war es nur die Mauer, die eine Art Gefühl für einander hatte entstehen lassen.

Obwohl nach dem Erscheinen der „Zwei Ansichten" wiederholt ihre Bedeutung hervorgehoben und Johnson als 'großer Erzähler' gefeiert wird, finden sich in nahezu allen Besprechungen bereits offene oder versteckte Hinweise auf eine gewisse Typenbildung und Klischeehaftigkeit der Darstellung. Vereinzelt wird die Erzählung auch mit Hinweisen auf Kolportage–Elemente und eine vermeintliche „prosaische Selbstverstümmelung" verrissen:

> „Hier wie dort dämmert Stadtrandmilieu, hier wie dort spürt man in fast jeder Zeile eine Bewußtseinsenge, die zwar den lastenden Verhältnissen angemessen erscheinen mag, zugleich die Souveränität des Autors gegenüber seinem Stoff und seinen Charakteren vermissen läßt. Die Perspektive eines Mannes, der ungewaschen mit schmutzigem Hemd in einer Würstchenbude frühstückt (bei Johnson wie Böll) hat unbesteitbar ein Recht auf literarische Darstellung. Aber es ist *Selbstverstümmelung* und *dilettierender Realismus*, wenn ein Schriftsteller alle anderen Blickmöglichkeiten ignoriert und so tut, als sei eine alkoholumflorte Nabelschau der einzige Weg, die Wahrheit zu schreiben."[7]

Fast durchgängig werden B. und D. als 'Repräsentanten' von Bundesrepublik (B.) und DDR (D.) gesehen. „Johnson hat sich entschlossen", so kann man lesen, „uns die zweigeteilte Situation an einem Beispiel zu demonstrieren...: an einem Paar, *das sich liebt* und zusammen will ... Ansicht 1 (oder B., oder West): ... Ansicht 2 (oder D., oder Ost)...".[8] Wiederholt ist von Typen die Rede, von unerlaubter Vereinfachung, ja von Klischeebildung. In Absetzung etwa zu den „Mutmassungen über Jakob" heißt es:

> „Hier ist keine Rede mehr davon, daß der Erzähler das eigentliche Geheimnis seiner Personen mutmaßend umkreist und im Kern unangetastet läßt. Beide, der Fotograf und die Krankenschwester, sind so eindeutig festgelegt und von einem *allwissenden Erzähler so restlos durchleuchtet*, daß man fast schon von einer unerlaubten *Vereinfachung* sprechen muß."[9]

Da beide als Repräsentanten, als Typen gesehen werden, ist es erklärlich, wenn sich die Rezensenten mit dem Status des B. und der D. auseinandersetzen. Während der D. noch „wachsende Eindringlichkeit" bescheinigt wird[10], entzündet sich der Widerspruch zwangsläufig an der Figur des jungen Herrn B., der als Repräsentant West verstanden wird. Urs Jenny notiert: „der junge Herr B. (B. wie Bundesrepublik) macht insgesamt also eine recht miese Figur: ein bisschen rührselig (und auch noch stolz darauf), unentschlossen, feige [...]."[11] Diese Distanz gegenüber der Person des jungen Herrn B. durchzieht sämtliche Rezensionen und wird Johnson als gestalterische Schwäche angelastet. Mit B. sei von der westdeutschen Welt „ein Klischee aus Sportwagen, Wohlstandserotik und Fluchthelferorganisationen" entstanden.[12] Die Figur des Herrn B. sei „zweifach mißlungen, B. ist weder als individuelle Figur noch als Repräsentant der Bundesrepublik überzeugend. Zwangsläufig mißlingt auch die Beschreibung Westdeutschlands, die aus der Perspektive B.s erfolgt".[13] Die Frage, ob das von der Rezensentin vermeintlich behandelte „Thema" überhaupt mit der Intention Johnsons und dem Text übereinstimmt, wird gar nicht gestellt.

Doch nicht nur die Figurengestaltung gerät unter Kritik, Johnsons Erzählweise insgesamt wird in Frage gestellt. Selbst ein sensibler Analytiker wie Reinhard Baumgart glaubt, „eine Entwicklung zum schlicht gesagt 'Einfacheren'" auszumachen.[14]

Die Kritik an Johnsons Art und Weise des Erzählens führt bei anderen Rezensenten zur Kritik auch an Sprachstil wie erzählerischen Mitteln insgesamt. Von „neonaturalistische(m) 'Preßluftstil'" ist die Rede und davon, daß der Verzicht auf den Dialog und die indirekte Rede als „Dauereinrichtung" ermüden und langweilen würde.[15] Offensichtliche Fehleinschätzungen unterstreichen die Schwierigkeiten der Kritiker mit den „Zwei Ansichten":

„Uwe Johnson läßt den B. und die D. jeweils ein Kapitel schreiben. Aus solcher Optik *zweier Ich–Schilderungen* (sic!) ergeben sich die „Zwei Ansichten" von Berlin. *Keiner sagt ein Wort über Dinge, die er nicht mit eigenen Augen gesehen hat.*"[16]

Auch Manfred Durzak kommt in einer differenzierten Untersuchung der „Zwei Ansichten" letztlich doch zu dem Ergebnis, daß Johnson von dem Vorwurf klischeehafter Darstellung nicht freizusprechen sei. Sein Resümee lautet:

„Hat Johnson in seinen beiden vorangegangenen Romanen versucht, gerade die Klischees zu durchbrechen und die disparate Wirklichkeit dahinter zu zeigen, so *präsentiert er hier gleichsam das Klischee als eigentliche Wirklichkeit*, dargeboten in einer geradlinigen *konventionellen* Erzählweise."[17]

Hat sich also hinter dem Rücken des Autors Johnson, der doch auf Wahrheitsfindung aus ist, gewissermaßen Klischeebildung eingeschlichen?

II Der B. und sein Sportwagen oder Die „ersten zwei Seiten wenigstens versuchen zu lesen"

Um darauf eine Antwort geben zu können, wird es im weiteren um ein aufmerksames Lesen gehen, ein Lesen, an dem Johnson immer interessiert war. Johnson hat zudem wiederholt sein Darstellungsprinzip formuliert, wonach es darum gehe, jene Form zu finden, um die „Geschichte unbeschädigt zur Welt zu bringen". Mit dieser – sagen wir – Geburtsmetapher war es ihm durchaus Ernst. Das erklärt, warum Johnson die Erzähltechnik seiner Texte zumeist explizit erläutert hat.[18] Ihm kam es darauf an, wie Norbert Mecklenburg zutreffend bemerkt, eine Geschichte auf eine Weise zu erzählen, die den Leser nicht „in Illusionen hineinführt, sondern ihm zeigt, wie diese Geschichte ist", d. h., wie sie gemacht ist. Der Rezipient soll beim Lesen nachvollziehen können, wie der Autor „an das Erzählte geraten ist und wie er es anstellt mit dem Erzählen."[19]

Womit aber beginnen? Es ist dies eine Frage, die bei der Analyse literarischer Texte beständig wiederkehrt. Die einfachste Antwort könnte lauten: Beginnen wir mit dem Textanfang. Genau dies haben verschiedene Untersuchungen zu Johnsons „Jahrestage" getan und gezeigt, daß der Romananfang bereits die maßgeblichen thematischen Fragestellungen und personalen Verbindungslinien konzentriert entfaltet.[20] Eine weitere Bestätigung für ein so gesteuertes Analysevorgehen findet sich bei dem für den Johnsonschen Realismus wichtigen Theodor Fontane, der die besondere Bedeutung des Romananfangs hervorhob:

„Man kann nicht Fleiß und Kritik genug auf das erste Kapitel verwenden, um der Leser willen, aber vor allem um der Sache willen; an den ersten 3 Seiten hängt immer die ganze Geschichte."[21]

Johnson wiederum hatte in den „Jahrestagen" Theodor Fontane zum Gegenstand des Literaturunterrichts gemacht und damit gleichsam seine Auffassungen vom Lesen wie von Textinterpretation vorgeführt. Die Klasse 11 A behandelte den „Schach von Wuthenow", und sie erhielt zunächst die Aufgabe, „die ersten zwei Seiten wenigstens versuchen zu lesen" (JT 1697). Verfährt man also vergleichbar bei Johnsons Text „Zwei Ansichten", dann wäre der erste Satz zu beachten, und der lautet:

„Der junge Herr B. konnte die Hand auf großes Geld legen und kaufte einen Sportwagen" (ZA 7).

Mit dem Satz wird ein Ergebnis mitgeteilt, nämlich daß ein „junger Herr B.", man erfährt seinen Namen nicht, und es heißt auch nicht „junger Mann", daß dieser B. also an viel Geld gekommen ist. Er hat es allem Anschein nach nicht auf ein Sparbuch überwiesen, sondern sich einen Sportwagen gekauft. Gibt es nichts Wichtigeres für ihn, könnte man nach diesem ersten Satz fragen. Zu denken wäre, daß B. finanziell sorgenfrei lebt, es sich vielleicht um einen Sohn aus begütertem Hause, einen Playboy oder – wie man heute sagen könnte – einen Yuppie handelt. Doch der nächste Abschnitt korrigiert diese Überlegung. Was folgt, läßt sich mit Eberhard Lämmert als „aufbauende Rückwendung" bezeichnen.[22] Nach dem unmittelbaren Einstieg, dem Nennen des Ergebnisses, sieht sich der Erzähler nämlich verpflichtet, jene Vorgänge nachzuliefern, die zur gegenwärtigen Situation geführt haben. Dies geschieht durch eine nachgeholte Exposition, eben die „aufbauende Rückwendung". Der Erzähler schiebt gewissermaßen das Faktenmaterial nach:

„Er hatte mehr als nötig verdient mit den Fotografien, die er in einer mittelgroßen Landstadt Holsteins täglich an den lokalen Teil der Kreiszeitung verkaufte. Er blieb aber in einer möblierten Bude über dem Stadtkino und fuhr einen Wagen, der zehn Jahre alt war und inzwischen täglich zu fünftausend Stück hergestellt wurde" (ZA 7).

Die Vermutung, es könnte sich um einen reichen Playboy handeln, erweist sich als falsch. B. ist ein junger Mann, der arbeitet. Das macht ihn zunächst sympathisch. Weitere Auffälligkeiten sind offensichtlich: Herr B. ist Fotograf und hat „mehr als nötig verdient". Warum mehr als nötig? Und von wem kommt diese Wertung? Das „mehr als nötig" kann sich auf seinen sonstigen Lebensstil beziehen, der von Sparsamkeit gekennzeichnet ist. Würde er sonst weiter in einer „möblierten Bude" wohnen, noch dazu über „dem" Stadtkino. Der bestimmte Artikel „dem" weist darauf, daß es höchstwahrscheinlich das einzige Kino in dieser Kleinstadt ist, was die „möblierte Bude" wegen der anzunehmenden Lärmbelästigung eigentlich wenig attraktiv erscheinen läßt. Von Herrn B. also kann die Meinung nicht kommen, daß er „mehr als nötig verdient" habe. Es kann nur der Erzähler sein, der dieser Auffassung ist und der damit etwas neidvoll auf den finanziellen Erfolg von B. reagiert. B. lebt in

der Provinz, denn eine „mittelgroße Landstadt Holsteins" wird anders nicht zu bezeichnen sein. Seine Fotografien sind für den lokalen Teil der Kreiszeitung bestimmt, Spektakuläres wird er daher mit einiger Wahrscheinlichkeit nicht einfangen bzw. anbieten können. Trotz der „Hand auf großem Geld" – man stelle sich das bildhaft vor – behält B. seinen zehn Jahre alten Wagen, er scheint also kein kaufhungriger Protzer zu sein. Das Fabrikat des Wagens läßt Johnson seinen Erzähler nur andeuten. Warum? Will er nicht der Schleichwerbung verdächtigt werden? Wäre dies der Fall, dann würde sich der Hinweis erübrigen, daß es sich um ein Exemplar handelt, das „inzwischen täglich zu fünftausend Stück hergestellt wurde". Damit wird unzweifelhaft ausgesagt: der junge B. ist Besitzer eines alten VW.[23] Aber warum dieses Verwirrspiel? Warum sagt der Erzähler nicht Volkswagen, wenn er einen meint? Handelt es sich um Manieriertheit oder, wie andere Rezensenten meinen, gar um einen „Hang zu fataler Poetisierung"[24]? Will der Autor bzw. Erzähler die Leser zu einem Rätselspiel einladen und durch „Verdunkelung" Eindruck machen? Dem Erzähler muß der Hinweis auf das Alter des Wagens ebenso so wichtig sein wie die Tatsache, daß es sich um ein Fabrikat von massenhafter Produktion handelt. Wer sich einen Sportwagen kauft, – so ist zu vermuten – will sich durch dessen Eigenschaften unübersehbar absetzen von jenen, die ein Massenprodukt fahren. Zufrieden kann B. also mit seinem VW nicht gewesen sein. Der Erzähler erläutert, wie es B. möglich wurde, einen so exponierten Wagen zu erwerben:

> „*Dann* gelang es ihm, die Fotografien zweier Jahre zum zweitenmal zu verkaufen als einen Sammelband, den die Stadtverwaltung an Touristen, Kurgäste, langjährige Ehepaare, scheidende Bürgermeister und Abgesandte der Industrie verteilte. Nach dem zweitausendsten Exemplar hätte B. einen neuen Wagen der alten Art kaufen können" (ZA 7).

B. ist also geschäftstüchtig, denn Fotografien mit solchem Erfolg zum zweitenmal zu verkaufen, signalisiert Verhandlungsgeschick. Das finanzielle Ergebnis des Geschäftes wird nicht genannt, vielmehr erneut umschrieben mit dem Hinweis auf einen Autopreis. Geht man davon aus, daß ein neuer VW damals 5.000,– DM kostete, hat B. mit 2.000 Exemplaren bereits diese Summe verdient. Aber B. bleibt hart und spart weiter. Worauf eigentlich? Der Leser weiß es ja bereits. B. hatte ein Ziel vor Augen: einen Sportwagen! Dafür also nahm er einiges auf sich. Zudem kann man sich denken, welcher Art die Fotografien sind, für die B. soviel Geld erhält. Derartige Bildbände sind beliebt, sie werden „verteilt" und allein der Verteilerschlüssel („Touristen, Kurgäste, langjährige Ehepaare, scheidende Bürgermeister und Abgesandte der Industrie") läßt Rückschlüsse auf den Inhalt zu. Aufregende Akte sind diesem Adressatenkreis schwerlich zuzumuten, was vom Erzähler prompt bestätigt wird:

> „*Leider* war das Geschäft erst zustande gekommen, nachdem B. verzichtet hatte auf einige Bilder, die die städtischen Hilfen für Alte und Bedürftige zeigten wie sie waren. Tage danach noch beim Rasieren wandte er den Kopf, wenn er im Spiegel auf die eigenen Augen traf. Als ihm die Visitenkarten ausgingen, ließ er sein Bankkonto in die Neuauflage setzen" (ZA 7).

Der Leser erfährt: nicht alles, was B. ausgewählt hatte, fand Aufnahme in den Bildband. Das bedeutet: B. war zwar als Fotograf durchaus an realistischer Erfassung von Wirklichkeit interessiert, aber er mußte Abstriche machen. B. hatte zu verzichten auf jene sozialkritischen Details, die in der Lage waren, das Geschäft platzen zu lassen und von dem die Stadtverwaltung annahm, sie könnten nicht passen in einen Präsentband der kleinen Stadt im Norden. Damit sagt der Erzähler etwas aus über die Behörden und die Gesellschaft ebenso wie über B.s Verfaßtheit. Von Charakterlosigkeit mag man nicht sprechen unter Verhältnissen, da Fotografien Warencharakter besitzen. Das Modalwort „leider" drückt ein – wie auch immer zu wertendes – Bedauern aus. Es könnte von B. kommen, aber auch vom Erzähler. Verschwiegen wird auch nicht B.s Unwohlsein beim morgendlichen Blick in den Spiegel. Skrupel sind ihm also nicht fremd. Freilich führen die Gewissensbisse zu keiner tieferen Erschütterung, und sie sind – folgt man dem Erzähler – allem Anschein nach nur von kurzer Dauer. Denn übergangslos wird nach dem trüben Blick in den Spiegel jenes Motiv genannt, das B. treibt: „Als ihm die Visitenkarten ausgingen, ließ er sein Bankkonto in die Neuauflage setzen." Es ist dies selbst in heutigen Zeiten so selbstverständlich nicht, mit der Vorstellung von Name und Anschrift einer Person gleich noch den wenig dezenten Hinweis auf die Bankverbindung zu finden. Zurückhaltung scheint für B. in finanziellen Angelegenheiten nicht angesagt, und es entsteht der Eindruck von einem jungen Mann, der in Geldangelegenheiten von zupackender Natur ist. Unmittelbar im Anschluß an den Hinweis auf B.s. Bankkonto gibt der Erzähler eine Art Zusammenfassung zu seiner Person:

> „Brauchbar und tüchtig ging er in die Knie, bog sich in der Hüfte und im Kreuz, legte sich auf Bauch und Rücken, hockte, kauerte, kniete, hielt die Kamera seitlich übern Kopf und nahm auf. Er sparte" (ZA 7f.).

Deutsche Tugenden wie Fleiß, Ausdauer, Sparsamkeit meint man auf den ersten Blick erkennen zu können. Aber irgendwie will sich ein Lob für so viel Tüchtigkeit nicht einstellen. Woran liegt es? Was stört? Es heißt: „Brauchbar und tüchtig ging er in die Knie". Die Adjektive „brauchbar" und „tüchtig" werden über die Konjunktion „und" koordiniert und in eine parataktische Verbindung gebracht. „Brauchbar" *von wem* und *für wen* möchte man fragen? Da kurz vorher die Rede vom Verzicht B.s auf den Abdruck sozialkritischer Fotografien war, kann das heißen: B. ist brauchbar für die Stadtverwaltung, vielleicht gar für die Gesellschaft überhaupt? Aber irritierender ist etwas anderes: Man frage sich, wie das aussieht, wenn jemand „brauchbar und tüch-

tig" in die Knie geht. „Biegsam", „locker", „elastisch" könnte man in die Knie gehen, auch „blaß", möglicherweise sogar „blutend" oder naturalistisch „blutüberströmt", in anderem Zusammenhang eventuell „wortlos", aber „brauchbar" und „tüchtig"? Was macht der Erzähler? Zwei Bedeutungsvarianten von „in die Knie gehen" werden miteinander verbunden. Einmal die erste Variante im wörtlichen Sinne (aus dem Bereich des Sports) und die zweite Variante – phraseologisch gebraucht – im Sinne von Kapitulation. Der Erzähler ruft beide Varianten ab, konstruiert damit eine Übertragung vom sportlich–körperlichen auf den geistig–charakterlichen Bereich und erzeugt so Ambiguität. In dem Fall, da der (aufmerksame) Leser auf diese Weise verstört ist, kann er das Nachfolgende „bog sich in der Hüfte und im Kreuz, legte sich auf Bauch und Rücken, hockte, kauerte, kniete" erneut auf B.s. Charakterhaltung übertragen. Kurz, es könnte sein, daß der junge B. alle nur möglichen Verrenkungen macht, alle nur denkbaren Kompromisse eingeht, um die Hand auf großes Geld zu legen. Um einen zornigen jungen Mann – so die Diagnose – handelt es sich bei B. also nicht, und revolutionäre Akte gegen Staat und Gesellschaft sind von ihm nicht zu erwarten. Nachdem also B. sich anpassend ins Zeug gelegt hat, ist er am Ziel. Das scheint auch der Erzähler so zu sehen, denn es heißt: „*Endlich* verirrte sich ein ausländischer Sportwagen in den sommerlichen Straßenausbesserungen der Stadt und taumelte ins Schleusenbecken" (ZA 8).

Das Temporaladverb „endlich" gibt Auskunft über die Länge der Zeit des Wartens und Sparens und erweckt den Eindruck, B. komme der Unfall gerade recht, ja der saloppe Ton der Darstellung läßt vermuten, B. habe geradezu auf diesen gleichermaßen unwahrscheinlichen wie für die Beteiligten lebensgefährdenden Zwischenfall gewartet. Freilich handelt es sich um eine Information des Erzählers, die man auch als Unterstellung werten könnte, denn B. selbst kommt nicht zu Wort. Der junge B. erhandelt also den Wagen, setzt die Ersparnisse „von fünf Jahren für den triefenden roten Ponton" ein, läßt ihn instandsetzen und hat ein Gefährt, das es „im Umkreis von zweihundert Kilometern" nur ein einziges Mal gibt. Mit diesen Anmerkungen werden durch den Erzähler neben der notwendigen Information die wertenden Momente zu B. vertieft. Offenbar wird, was für B. allem Anschein nach im Leben besondere Bedeutung besitzt, sein Lifestyle gerät in den Blick. Von Beginn an läßt der Erzähler keinen Zweifel daran, wofür er B. hält, nämlich für einen affektierten Aufschneider, der sich durch seinen „Karren" (ZA 9), den es „nur ein einziges Mal geben [würde] im Umkreis von zweihundert Kilometern" (ZA 8) gesellschaftliche Reputation verspricht wie erleichterten Zugang zum weiblichen Geschlecht. Folgt man dieser Sicht des Erzählers, dann ist es nur verständlich, daß für B. das neu erworbene Gut, mit dem er es „leichter hatte bei den Mädchen", in seinem Leben eine herausragende Rolle spielt. Der Erzähler läßt den Leser folgerichtig wis-

sen: „Jeden dritten Tag war er mit Wasser und Poliermitteln zugange, rieb die Ledersitze ein, wischte sie blank, putzte den Lack" (ZA 8). Und nachdem der Narrator dann noch mitteilt, daß B. sehr wohl wahrnimmt, wie ambivalent die Umwelt – Geschäftswelt, Arbeitgeber einerseits, Mädchen andererseits – auf das neue Gefährt reagiert, teilt er mit, wie B. dies alles vergißt, „über dem vollkräftigen Toben der Maschine auf der dreibahnig ausgebauten Umgehungsstraße, die er allabendlich aufsuchte, dem Motor zuliebe" (ZA 8). Die enge Beziehung des B. zu seinem Wagen erscheint potenziert, wenn es heißt:

> „Er führte den Wagen mit sich wie andere Leute die Uhr, er kam ohne ihn nicht aus. Der weiche Zubiß der Türschlösser, das teure Fabriksignet, die Radspeichen, der rote Farbfleck im grauen Hofloch, alles war ihm unentbehrlich. Manchmal ging er nur ans Fenster, um danach auszublicken. Er wurde fünfundzwanzig Jahre alt im August 1961" (ZA 8).

Der erste Satz des Abschnittes irritiert erneut. Man kann Gepäck mit sich führen, eventuell einen Hund, aber einen Wagen wie den beschriebenen und auch eine Uhr wohl schwerlich. Das Unangemessene des Vergleichs ist Ausdruck der Unangemessenheit von B.s. Autoliebe, über die der Erzähler sich allem Anschein nach lustig macht. Die auf den ersten Blick nüchterne Beschreibung schlägt nämlich um ins Übertriebene, gar Lächerliche. Die Nützlichkeit eines schweren „roten Pontons" gleichgesetzt zu sehen mit einem am Arm zu tragenden Gebrauchsgegenstand wie einer Uhr wirkt paradox. Die weiteren stilistischen Besonderheiten vertiefen diesen Eindruck (die Metaphern „weicher Zubiß der Türschlösser", „Hofloch", die Metonymie „roter Farbfleck", das Pronominaladverb „danach"). Mit dem nachfolgenden Satz: „Er wurde fünfundzwanzig Jahre alt im August 1961" wird die in den Augen des Erzählers nur schwer nachzuvollziehende Spießigkeit des B. karikiert, der sich mit 25 Jahren (!) verhält, wie man es ansonsten eher von etablierten Familienvätern im gesetzten Alter erwartet. Mit der Information zu B.s Alter „im August 1961" ist der Rahmen geschlossen, der mit dem ersten Satz des Textes eröffnet wurde. Die aufbauende Rückwendung ist beendet, die Figur eingeführt. Der Leser könnte über B. im Bilde sein. Was nun folgt ist eine neue Geschichte. Und in der Tat. Das Glück des B., erfährt der Leser, war nur von kurzer Dauer.

> „Leider kam ihm dieser Wagen im gleichen Monat abhanden" (ZA 9).

Erneut kennzeichnet ein Modalwort („leider") die entstandene Situation. Doch stellt man in Rechnung, was vorher über B.s. Sparverhalten und seine Autoliebe gesagt wurde, dann wirkt es unangemessen. Das Modalwort „leider" vermag nicht die Größe des Verlustes zu beschreiben, denn für B. selbst muß der Diebstahl einer menschlichen Katastrophe gleichgekommen sein. Insofern gibt das „leider" nicht B.s. Einschätzung wieder, als vielmehr erneut den zynischen Kommentar des Erzählers. Seine Schadenfreude über den Verlust des

„hochbeinige(n) sprungsüchtige(n) Ding(s) am Rinnstein" wird durch nachfolgende Kommentierung verstärkt:

> „Er hielt sich damals in Westberlin auf, und als er am zweiten Morgen, erst halb gewaschen, ans Fenster ging und seinen massigen schwitzenden Rumpf über die Straße hängte, war der Platz unter dem dünnen Neongeflecht des Hotels leer. Da lag noch ein Tropfen Öl im Schmutz. Inmitten der Lieferwagen, Ampelfeuer, Ladenstraßen, der bequemen Fahrbahn, im knittrigen Morgenlicht fehlte ihm unverhofft Vieles" (ZA 10f.).

Mit diesem Abschnitt wird das erste Kapitel abgeschlossen. Dabei nehmen die wertenden Hinweise zu, und sie lassen darauf schließen, was der Erzähler von der Figur B. hält. Daß B. „erst halb gewaschen" ist, als er ans Fenster eilt, um nach seinem Wagen zu sehen, kann man bei so viel innerer Beteiligung nachvollziehen, aber wenn dann von seinem „massigen schwitzenden Rumpf" die Rede ist, der über der Straße hängt, wirkt das mindestens ironisch abwertend. Auch hier nutzt der Narrator erneut Metaphern („dünnes Neongeflecht", „knittriges Morgenlicht", „Rumpf") zur Darstellung. Die Beschreibung von Person und Situation schließt ab mit dem laxen Hinweis „im knittrigen Morgenlicht fehlte ihm unverhofft Vieles", das substantivierte Pronomen „Vieles" bezieht sich auf jene Hinweise, die vorher bereits zu B. und der Bedeutung seines Wagens zusammengetragen wurden. Der Leser freilich ist mit dem vagen „Vieles" aufgefordert, die Leerstellen zu füllen und sich ein eigenes Bild von B.s. Leiden zu machen.

III Vom „Standort des Erzählers" oder „Wie benimmt er sich in seiner Tätigkeit"

Es steht die Frage nach dem „Platz des Erzählers" (BS 20), nach seinem Standort. Johnson selbst hat wiederholt auf die Bedeutung des Erzählers aufmerksam gemacht. In der „Schach von Wuthenow"–Episode (2. August 1968) der „Jahrestage" ist zu lesen:

> „Mal was ganz Neues. Wer ist der Erzähler? Wie benimmt er sich in seiner Tätigkeit? Ist er bei allen Vorgängen zugegen gewesen? Hätten die Beteiligten das gewünscht ..." (JT 1702).

Unter dem *„Standort des Erzählers"* (point of view) bzw. dem *Blickpunkt des Erzählers* wird hier mit Jürgen H. Petersen – und in Absetzung von Franz K. Stanzel – das „raum–zeitliche Verhältnis des Narrators zu den Personen und Vorgängen" verstanden.[25] Im ersten Kapitel der „Zwei Ansichten" erscheint der Erzähler zunächst allwissend, und die Vermutung liegt nahe, er verfüge über eine „olympische" Position.[26] Er scheint die Schauplätze zu kennen und in temporaler Hinsicht über Informationen zur Vorgeschichte des Erzählten

wie auch zu Gegenwärtigem und Zukünftigem zu verfügen. Doch wenn man neben dem Blickpunkt des Erzählers danach fragt, wie es mit Außen– und Innenseite der Figuren bestellt ist, also seine *Sichtweise* ergründet, dann fällt auf, daß diese auf die Außenseite des B. konzentriert bleibt.[27] Über Gefühle, Gedanken, Empfindungen des B. erhält der Leser keine Mitteilungen. Von daher muß der Standort des Erzählers als insgesamt *begrenzt* eingeschätzt werden.

Eine weitere Kategorie, die näher an den Platz des Erzählers heranführt, ist jene nach dem *Erzählverhalten*. Es ist dies ein Analysebegriff, der in Konflikt gerät mit jenen Situationen des Erzählens, die Franz. K. Stanzel entworfen hat. Mit Stanzels typischen Erzählsituationen (auktorial, personal, Ich–Erzählsituation) wurde auch an Uwe Johnsons Texte herangegangen. Es verwundert nicht, wenn sich dabei Schwierigkeiten einstellten. Der Stanzelsche Begriff der Erzählsituation kennzeichnet eigentlich das Verhalten des Erzählers. Doch nimmt man den Stanzelschen Begriffsinhalt ernst, kommt man nicht weiter, ja er erweist sich sogar als unbrauchbar, weil er „Unvergleichbares kombiniert". Wenn Stanzel nämlich die Ich–Erzählsituation von der auktorialen und personalen absetzt, dann stellt er einer Erzählform (ein Ich erzählt = Ich–Erzählweise) zwei Arten epischen Verhaltens gegenüber, nämlich überschauend (auktorial) und personal (aus der Sicht einer Figur). Da Stanzel die Kategorien auktoriale, personale und Ich–Erzählweise voneinander abgrenzt, kommt bei ihm die Möglichkeit einer *auktorialen Ich–Erzählweise* nicht vor. Aber die kann es geben, wenn etwa das erzählende Ich kritisch über das erlebende Ich, also das handelnde Ich berichtet. Dies ist bevorzugt in Texten der Fall, in denen von der Schwelle des reiferen Alters aus der eigenen Kindheit und Jugend gedacht wird. Auch in Johnsons „Jahrestagen" erinnert sich seine Person Gesine an ihre Kindheit. Die Ich–Erzählerin befindet sich damit zu ihrer Vergangenheit in einem auktorialen, überschauenden Verhältnis. In Absetzung von Stanzel also wird mit Petersen für die Unterscheidung von auktorialem, personalem und neutralem *Erzählverhalten* plädiert. Dabei meint Erzählverhalten das „Verhalten des Narrators zum Erzählten"[28] und dies noch nicht im Sinne einer Wertung, sondern im Sinne einer *Präsentation der Geschichte*.[29] Im ersten Kapitel der „Zwei Ansichten" entsteht ja zunächst der Eindruck, der Narrator erzähle personal. Zumindest scheinen sich auf den ersten Blick keine Kommentare oder Wertungen des Erzählers zu finden. Aber hält sich der Erzähler wirklich heraus, wird vielleicht sogar aus der *Perspektive des B.* erzählt, wie wiederholt von der Kritik betont? Genau das ist nicht der Fall. Sollte der Erzähler – wie in der Kritik auch vermerkt – sich möglicherweise neutral verhalten, also gänzlich objektiv erzählen und weder aus der Perspektive einer handelnden Figur, des B., noch aus der eines kommentierenden Erzählers berichten? Auch dies ist auszuschließen, denn die eruierten Modalverben „leider", „endlich" geben

nicht über B., sondern über den Erzähler Auskunft. Die Anzeichen verdichten sich also, daß im Falle des B. ein auktoriales Erzählverhalten vorliegt.

Es bleibt damit die Frage nach einer weiteren Kategorie, nämlich nach der *Erzählhaltung*, die in enger Verbindung zum Erzählverhalten steht. Die Erzählhaltung fragt nach der wertenden Einstellung des Erzählers zum Geschehen. Welche Haltung nimmt der Narrator zum Geschehen, zu den Figuren, zu den Denk- und Verhaltensweisen ein. Ist seine Haltung neutral oder statt dessen bestätigend, affirmativ oder ablehnend, ist sie ironisch, vielleicht gar parodistisch? Nimmt man die Text-Hinweise ernst („er hatte mehr als nötig verdient", „leider war das Geschäft erst zustande gekommen", „brauchbar und tüchtig ging der in die Knie"), dann ist eine Distanz des Erzählers nicht zu übersehen, man kann von Ablehnung, Häme, Zynik sprechen. Bedenkt man, daß die Rede ist von einem Sportwagen, der sich „endlich verirrte", oder schadenfroh davon, daß B. dieser Wagen „leider" „abhanden" kam – er wurde ja schlichtweg gestohlen – dann kann man auch von Ironie gegenüber der Figur sprechen. Der Erzähler gibt sich also gar keine Mühe, objektiv oder neutral zu sein. Die Folge ist: Die Person des B. gerät bereits in der Einführung in ein denkbar schlechtes Licht.

Die Analyse des ersten Kapitels verrät also „Vieles" über Erzählhaltung und -verhalten des epischen Subjekts. Dies dürfte für den aufmerksamen Leser nicht ohne Konsequenzen bleiben, er müßte gewarnt sein, das Gesagte und – was noch wichtiger ist – das Kommende mit einigem Mißtrauen zu betrachten. Zumindest erscheint die Darstellung des männlichen Protagonisten, verglichen mit Johnsons wiederholt formuliertem Anspruch wie dem akribischen Bemühen um Objektivität und Fairneß gegenüber seinen Figuren, als nicht typisch. Zu erinnern ist an die „epische Gerechtigkeit"[30], mit der er in „Mutmassungen über Jakob" dem Staatssicherheitsmann Rohlfs begegnet. Die Diskrepanz zwischen Johnsons poetologischen Ansprüchen und der Erzählwirklichkeit in den „Zwei Ansichten" steigert also die Irritation gegenüber der Erzählweise und damit dem Erzähler selbst. Auch daher ist von besonderem Interesse, wie sich das Verhältnis des Erzählers zur zweiten Hauptfigur, der weiblichen Protagonistin, gestaltet.

IV Die D. oder Von der Sympathie des Erzählers

Auf eine vergleichbar ausführliche Darstellung wie bei B. kann verzichtet werden, der Hinweis auf Auffälligkeiten bei der Darstellung der D. soll ausreichen. Der erste Abschnitt bei der Einführung der D. lautet:

> „Die Krankenschwester D. war noch nicht lange von einer großen Klinik in Ostberlin angenommen, da bot ihr die Verwaltung einen Platz im Personalhaus des Kombinats an. Dem Mann hinter dem Schreibtisch wischte grünes Gartenlicht hinter seinem Rücken das Gesicht dunkel, ein Platz in einem Zweibettzimmer galt als Vergünstigung, sie stand" (ZA 11).

Die Notiz, daß die D. bereits nach kurzer Tätigkeit am Krankenhaus ein Angebot der Verwaltung erhält, mag Auskunft über die Qualität ihrer Arbeit geben. Anders als B. arbeitet die D. in einer Großstadt, nämlich in Berlin, genauer gesagt, in Ostberlin! Johnson hatte in seinem Essay „Berliner Stadtbahn" auf das Besondere der Lokalität verwiesen, denn durch Berlin verläuft „die Grenze zwischen den beiden Ordnungen, nach denen heute in der Welt gelebt werden kann" (BS 10).[31] Wodurch das Leben in Ostberlin sich von dem in der westdeutschen Kleinstadt unterscheidet – persönlich, sozial, gesellschaftlich – zeigen fast unmerklich sprachliche Signale. So erfährt der Leser, daß D.s Krankenhaus zu einem „Kombinat" gehört, also einem spezifisch ostdeutschen Großbetrieb, in dem verschiedene Industriezweige oder Produktionsstufen vereinigt sind.[32] In dem „Stadtbahn-Essay" registrierte Johnson, in Folge der „sprachlichen Verabredungen" der beiden Machtapparate, eine Entfremdung der Ost- und Westdeutschen. Ein Reisender „Ost" führe beispielsweise mit sich „die Namen von Gegenständen, Glaubenssätzen, politischen Verhältnissen", die es im Westen nicht gibt, „deren Namen dort nicht geläufig sind". Für einen literarischen Text würden – so Johnson – sich diese „Namensgebungen" daher nicht eignen, weil sie „parteiisch" und „wertend verführen" (BS 19). Doch bei der Einführung der Figur der D. ersetzt der Erzähler wertend aufgeladene Lexeme – anders als in nachfolgenden Kapiteln – gerade nicht! So steht für den aufmerksamen Leser der Begriff „Kombinat" am Anfang eines Netzwerkes, das die politischen wie sozialen Beziehungen im Osten kennzeichnet. Der nächste Satz führt dies weiter, auch wenn er zunächst etwas gestelzt wirkt:

> „Dem Mann hinter dem Schreibtisch wischte grünes Gartenlicht hinter seinem Rükken das Gesicht dunkel, ein Platz in einem Zweibettzimmer galt als Vergünstigung, sie stand" (ZA 11).

Sprachlich handelt es sich hier um eine Satzverbindung, die aus der parataktischen Aneinanderreihung von drei einfachen Sätzen (Subjekt und Prädikatsverband, also einer prädikativen Einheit) besteht. Der erste einfache Satz gibt zunächst einen Hinweis auf das Büro, in dem sich die D. befindet. Es könnte in der ersten Etage liegen, eher noch im Parterre, da der angrenzende Garten in der Lage ist, den Raum so zu verdunkeln, daß die D. das Gesicht des Angestellten anscheinend nur schwer erkennen kann. Zustande kommt dieser Effekt durch den metaphorischen Gebrauch von „wischte". Man könnte aber auch weiter gehen und annehmen, daß der Mann, der der D. eine Vergünstigung anbietet, fast gesichtslos ist, anonym bleibt, über keine markanten Eigenschaften verfügt, die zu nennen sich lohnen. Er ist ein Erfüllungsorgan. Der

durch Parataxe koordinierte zweite einfache Satz scheint zunächst nur die Information über die Art der angebotenen Vergünstigung zu enthalten. Doch er ist mehr, er dient der Kennzeichnung der gesellschaftlichen Beziehungen und nennt ein Merkmal der ostdeutschen Verhältnisse: Der (westdeutsche) Rezipient könnte fragen: Was ist das für eine Gesellschaft, in der eine junge Arbeitnehmerin ins Büro gerufen wird, um ihr staatlicherseits eine Vergünstigung anzubieten: ein Zweibettzimmer!? Wo ein Zweibettzimmer als Privileg gilt, muß Wohnraum knapp sein und die Macht des Geldes nicht ausreichen, um daran heranzukommen. Wäre dies der Fall könnte es keine Person geben, die glaubte, damit Vergünstigungen zu erteilen. Mit dem Hinweis ist also auch etwas ausgesagt über die Verfaßtheit des Wirtschaftssystems „Ost", in dem nicht Besitz von Wertzeichen privilegiert, sondern die Nähe zur jeweiligen Sache selbst, zu Zimmern, Wohnungen, Autos, Gebrauchswerten aller Art. Das läßt die Schlußfolgerung zu: Die D. ist anders als B. in einem – zurückhaltend formuliert – stärker regulierten System zu Hause.

Der dritte durch Parataxe koordinierte Satz „sie stand" drückt eigentlich eine lokale Relation aus. Aber auch hier wird – wie bei B. – eine Assoziationskette in Gang gesetzt, deren Effekt eine Charakteristik der D. ist: Daß die D. steht, kann mit Bescheidenheit oder Ängstlichkeit zusammenhängen, vielleicht auch damit, daß der Amtsmensch ihr keinen Platz angeboten hat. Beides ist wenig wahrscheinlich. Der Angestellte, der gewissermaßen das Schlußglied einer Machtkette darstellt – er hat etwas zu vergeben –, kann annehmen, der D. ein erfreuliches Angebot zu offerieren. In diesem Sinne Kommandogewalt über eine Mangelware zu besitzen, adelt ihn, wozu die großzügige Geste des Platz–Anbietens eher passen würde. Wenn es aber von der D. heißt „sie stand", muß sie dem gönnerhaften Angebot, sich zu setzen, das Stehen vorgezogen haben. Warum? Vielleicht ist ihr in dem dunklen Raum unwohl, eventuell mißfällt ihr der amorphe Typ, und sie fühlt sich unbehaglich, abgestoßen, ist vielleicht auch mißtrauisch. Damit drückt das „stand" mehr als eine lokale Relation aus, es signalisiert eine *Charakter*– bzw. *Geisteshaltung* und deutet auf Kommendes:

> „Sie zögerte mit der Antwort, um einem Einfall Zeit zu lassen, sah den Funktionär das Paßbild am Kopf des Fragebogens vergleichen mit ihr und begann sich so blond, unverdorben, vertrauenswürdig zu geben, wie der andere glauben wollte. Sie fühlte sich überhaupt an die Schule erinnert" (ZA 11).

Die D. lehnt das Angebot nicht sogleich ab, sondern sucht gegenüber der amtlichen Person nach einer plausiblen Begründung. Die verhält sich entsprechend „bedeutsam" und vergleicht bürokratisch genau die vor ihm stehende D. mit dem Paßbild. Danach muß es sich um ein blondes und zutraulich wirkendes Mädchen handeln. Genauso wie die D. auf dem Bild aussieht, sucht sie sich zu geben, sie verstellt sich und ist über den Effekt ihrer schauspielerischen Leistung innerlich amüsiert. Der Terminus „Funktionär" ist wie schon „Kombinat" ein Begriff, der die politischen Verhältnisse in der DDR charakterisiert. Im Osten dient er offiziell der Bezeichnung für einen gewählten Vertreter, Mitarbeiter, Beauftragten einer bzw. der Partei (SED), eines gesellschaftlichen Organs oder einer staatlichen Einrichtung. „Funktionär" wird auch jemand genannt, der die Meinung einer Partei oder des Staates vertritt und von ihr gewissermaßen seine Bedeutsamkeit verliehen bekommt. Im Westen freilich hatte der Begriff „Funktionär", wenn er für die DDR gebraucht wurde, – wir befinden uns am Beginn der 60er Jahre – einen eindeutig pejorativen Bedeutungsgehalt.

Der letzte Satz des Abschnittes faßt den asymmetrischen Kommunikationsverlauf zwischen der D. und dem Funktionär zusammen: „Sie fühlte sich an die Schule erinnert." Die D. sieht sich in den Status eines unmündiges Kindes zurückversetzt.

Der nächste Abschnitt setzt mit dem Ergebnis von D.s. Nachdenken ein: Die D. entscheidet sich gegen die Vergünstigung, gegen das Privileg: „Sie lehnte ab" (ZA 11).

Daß die D. gegenüber dem Funktionär noch weitreichende Begründungen erfinden muß, gibt Auskunft über die DDR–Wirklichkeit, läßt Rückschlüsse zu über die Machtverhältnisse, Abhängigkeiten wie auch dem Umgang des einzelnen mit den Vertretern des Staates. Dabei zeigt sich die D. keineswegs so, wie sie nach außen hin zunächst erscheinen mag, nämlich schüchtern–naiv, vielmehr sind ihr die politischen Spielregeln durchaus bekannt, sie beherrscht sie und weiß sie zu ihren Gunsten auszunutzen. Die D. argumentiert nämlich mit dem Verweis auf familiäre Verhältnisse und auf soziale Beziehungen („einer älteren Angestellten (nicht) die Ehre und den Platz zu nehmen"). Mit dem Hinweis auf die „ältere Angestellte" kann die D. sicher sein, dem politischen Verständnis zu entsprechen, persönliche Interessen den gesellschaftlichen unterzuordnen, wozu auch ein Verzicht auf persönliche Vorteile gehört. In Wirklichkeit ist die D. keineswegs so selbstlos, wie auch in Kritiken beständig behauptet: im Gegenteil, sie hat schnell erkannt, in welchem Maße ein Zimmer im Schwesternheim ihre persönlichen Freiheiten einschränken würde. Wie B. verzichtet auch die D., wobei es einen Unterschied zu betonen gilt: B. leistet keinen Widerstand und paßt sich um des Geschäftes willen an, die D. widersteht, um ihre persönliche Freiheit zu bewahren.

Der Erzähler nutzt die weiteren Abschnitte dazu, um vor dem Leser ein differenziertes Bild der D. zu entwerfen und ihre Verhältnisse zu kennzeichnen:

- Ein Zimmer im Schwesternheim bedeutete Verfügbarkeit durch die Krankenhausleitung wie Kontrolle ihrer persönlichen Beziehungen. („Im Schwe-

sternheim konnte man immer geholt werden zu Sonderdiensten und Versammlungen. Dem Pförtner hätte sie nicht alle ihre Freunde zeigen mögen", ZA 12).

- Das Verhältnis der D. zu ihrer Mutter ist eher gespannt, sie informiert sie nicht über ihre wirklichen Lebensumstände und fährt sie nur selten besuchen. Die Mutter wiederum nimmt der D. übel, daß sie die DDR nicht verlassen hat, obwohl ihr staatlicherseits die Genehmigung zum Medizinstudium verweigert wurde.
- Die D. wohnt nicht bei einer Freundin, sondern hat ein eigenes Zimmer in Ostberlin, das mehr kostet als ein vergleichbares im Schwesternheim. Dennoch zieht die D. das teure und wenig gemütliche Zimmer vor, es „bedeutete für sie den ersten Versuch, nach Elternhaus und Schule allein zu leben."
- Die D. braucht die Adresse auch, um *unkontrolliert* Briefe empfangen zu können von einem „jungen Westdeutschen". Offensichtlich werden also postalische Sendungen im Schwesternheim überprüft, und der einzelne muß nach Wegen suchen, diese Art von staatlicher Kontrolle zu umgehen. Die D. will die Briefe unkontrolliert empfangen, weil – so notiert der Erzähler – „sie etwas angefangen hatte im Januar, eine Liebschaft, eine Bändelei, eine Woche, ein Verhältnis, einen Anfang, sie wußte das Wort nicht und nicht warum" (ZA 13). Von Liebe ist hier nicht die Rede, was erklären könnte, warum die D. den jungen Mann bewußt den Scherereien an der Grenze ausgesetzt hat, „wegen des verfallenen Passierscheins". Der Westdeutsche aber hat dies in Kauf genommen, und beim nächsten Besuch die „Scherereien" nur kurz erwähnt. Statt dessen wiederholt er „den ulkigen Satz mit seiner Liebe". Daß die Bekundung eines so starkes Gefühls wie Liebe „ulkig" genannt wird, erklärt sich vermutlich daraus, daß sie unerwidert bleibt, denn die D. gebraucht ja für die entstandene Beziehung ein Wort wie „Liebe" nicht. Insofern könnte „ulkig" eine Wertung der D. sein, es könnte sich aber auch um einen Kommentar des Erzählers handeln, der dem B. ein so tiefes Gefühl wie Liebe nicht zutraut.
- Nach der Unterredung mit der amtlichen Person will die D. sicher gehen, daß man sie als nicht würdig empfindet für das Privileg eines Zimmers im Schwesternheim, und entsprechend gibt „sie sich im Dienst gleichgültig, fast aufsässig".
- Der Leser erfährt schließlich, die D. sei in ihren Freischichten am liebsten für sich selbst und „sie habe viel nachzudenken. Sie wurde bald einundzwanzig Jahre alt." Die D. ist also jünger als B. und während er sich in seiner Freizeit mit seinem Auto und dessen intensiver Pflege beschäftigt, hat sie „viel nachzudenken".

Die Einführung der Figur endet mit dem Satz:

> „Wenn sie nun die Zimmertür verschloß, hinter der sie nicht vermutet wurde, war sie noch lange nahezu stolz. Sie hatte etwas zu verteidigen, sie hatte sich zur Wehr gesetzt, mit Erfolg" (ZA 13).

Vergleicht man nunmehr das Verhalten des Erzählers zu B. und D. so zeigt sich Gegensätzliches:

Erstens: Betrachtet man den Standort bzw. Blickpunkt des Erzählers, also sein räumlich–zeitliches Verhältnis zur Figur der D., dann scheint bei ihr mehr als bei B. eine olympische Position zu dominieren, zumindest verfügt der Erzähler über Informationen zur Vorgeschichte, zur Nachgeschichte, er kennt kleinste Details über das Agieren des Funktionärs hinter dem Schreibtisch bis hin zu den Familienverhältnissen der D., ihrem Berufswunsch, der Reaktion der Mutter usw.

Zweitens: Der Eindruck von Allwissenheit wird verstärkt durch die Sichtweise auf die D., bei der Innensicht über Außensicht dominiert. Der Leser wird hinreichend in Kenntnis gesetzt über das Denken und Fühlen der D.

Drittens: Das Erzählverhalten stellt sich nicht wie bei B. auktorial, sondern neutral und personal dar. Der Erzähler erzählt über weite Strecken aus der Sicht der D., und wenn er diesen point of view einmal verläßt, bleibt er neutral.[33]

Viertens: Die Erzählhaltung läßt sich nicht nur als neutral bezeichnen, sondern darüber hinaus als bejahend (affirmativ), sie ist von größter Nähe und Sympathie gelenkt. Von Ironie gegenüber der D. kann nicht die Rede sein. Vielmehr erscheinen im Vergleich zur D. eher die anderen Figuren in einem schlechten Licht (der Funktionär, die Mutter) oder erneut ironisch (der junge Westdeutsche mit seinem „ulkigen Satz" von der Liebe).

Der Standort des Erzählers gegenüber den beiden Figuren läßt sich folgendermaßen zusammenfassen:

	Der B.	Die D.
Blickpunkt des Erzählers	begrenzt	begrenzt–auktorial
Sichtweise des Erzählers	Außensicht	Innensicht
Erzählverhalten	auktorial	personal, neutral
Erzählhaltung (= wertende Einstellung)	kritisch, ironisch	bejahend, affirmativ

Die Erzählweise also unterstreicht: Das Verhalten des Erzählers zu seinen beiden Figuren kann unterschiedlicher nicht sein, auf der einen Seite Außensicht, auktorial, abwertend und versteckt ironisch, auf der anderen Seite Innensicht, neutral bzw. personal, bejahend (affirmativ) und wertschätzend. Wie gegensätzlich die Sympathieverteilung vom Erzähler gelenkt wird, zeigt auch der Vergleich von Tätigkeiten bzw. Handlungen, durch die die Protagonisten in der Einführung charakterisiert werden.

Der B.	Die D.
konnte die Hand *auf* großes *Geld legen*	sie *stand*
kaufte einen Sportwagen	sie *zögerte* mit der Antwort
hatte mehr als nötig *verdient*	um einem Einfall *Zeit zu lassen*
Fotografien ... *verkaufte*	*sah vergleichen*
blieb in einer möblierten Bude	*begann, sich* so blond, unverdorben, vertrauenswürdig *zu geben*
fuhr einen Wagen	*fühlte sich* an die Schule *erinnert*
... *gelang* ..., ... zum zweitenmal zu *verkaufen*	sie *lehnte ab*
hätte *kaufen* können	sie *gab* Bescheidenheit *vor*
verzichtet hatte auf ... Bilder, die ... Alte und Bedürftige zeigten	sie *hätte* fast *geknickst*
wandte den Kopf ab, wenn er im Spiegel auf die eigenen *Augen traf*	sie *war weniger sicher*
ging in die Knie	*wollte keinen Platz*
bog sich in der Hüfte und im Kreuz	*mochte nicht sich belohnen lassen*
legte sich auf Bauch und Rücken	*hoffte* anderes zu bekommen
hockte, kauerte, kniete, hielt die Kamera	*hätte nicht* alle ihre Freunde *zeigen mögen*
er *sparte*	*lächelte* strahlend
fotografierte	*sagte*
brachte sich ins Gespräch	eine ... Ungeschicklichkeit *ärgerte* sie noch
wies seinen Kontoauszug	den ostdeutschen Staat *nicht verließ*
handelte ab	*fuhr* selten nach Potsdam
gab die Ersparnisse	*hatte* heimlich ... Zimmer *gemietet*
hielt sich nicht für abergläubisch	*bedeutete ... Versuch, ... allein zu leben*
Ermutigung, ... zu einem höheren Preis zu *verkaufen*	*brauchte* die Adresse
rieb die Ledersitze	mit dem sie etwas *angefangen hatte*
wischte sie blank	sie *wußte* das Wort *nicht*
putzte den Lack	nicht zurückgehen lassen ... , *um zu sehen*
bedankte sich für die Bewunderung	hatte auch *sehen wollen*, ob sie eine Entscheidung *selbständig tun konnte*
fuhr sie *hin und her*	*gab ... sich* ... gleichgültig, fast aufsässig
Unschicklichkeit *war* ihm *bewußt*	allein *bleiben konnte*
glaubte auch zu bemerken, ... mit diesem Wagen leichter ... bei den Mädchen	*ging tanzen*
Umgehungsstraße ... *aufsuchte*, dem Motor zuliebe	Gefühl, sie habe viel *nachzudenken*
führte den Wagen *mit sich*	*war stolz*
kam ohne ihn *nicht aus*	hatte etwas zu *verteidigen*
war ihm *unentbehrlich*	hatte sich *zur Wehr gesetzt*

Der Vergleich der vom Erzähler zur Einführung der beiden Figuren genutzten Verben und Verbalphrasen unterstreicht einmal mehr den gegensätzlichen Aufbau der Figuren durch den Erzähler. Die Dominanz von Verben zur Charakteristik des B., die in engem Zusammenhang mit Geld, Geld verdienen und Geld ausgeben, also „etwas kaufen", stehen, ist unverkennbar. Es existiert eine Kette von Verben, die beständig vernetzt werden oder auf die der Erzähler mit Verben der gleichen lexikalisch–semantischen Felder Bezug nimmt, nämlich: fotografieren – verdienen – sparen – kaufen.

Für die D. spielt dagegen Geld keine maßgebliche Rolle, es ist für sie nicht bedeutsam, wie unverhältnismäßig viel ein schlecht möbliertes Zimmer kostet. Entscheidend bleibt, inwieweit sie sich Spielraum zur Gestaltung ihres Lebens schafft. Der charakterlichen Disposition der Figur entspricht die sprachliche Gestaltung. Es dominieren Verben, die Gefühlszustände, das eigene Tun/Handeln, Wissen und Denken benennen. Die D. sagt etwas, weiß etwas oder nicht, sie verhält sich, sie beobachtet, fühlt und wertet. Von der ersten Zeile an wirkt sie authentischer und sympathischer als ihr männlicher Gegenpart. Das ist kein Zufall, denn die Kommentierungen des Erzählers sind differenziert und wohlwollend, zumeist sachlich und fair. Ihre kleinen Notlügen, verzeiht der Erzähler, weil er (anscheinend) die Gründe dafür kennt und billigt! Als die D. sucht, „sich so blond, unverdorben, vertrauenswürdig zu geben, wie der andere glauben wollte" (ZA 11), hört der Leser den Erzähler sich geradezu ins Fäustchen lachen, als er in diesem Zusammenhang wenig später bemerkt: „Sie hätte fast geknickst." (ZA 11) Aber auch ihrer Mutter, und das wäre doch eine kritische Bemerkung wert, sagt die D. nicht die volle Wahrheit über ihre Lebensverhältnisse, denn diese „glaubte sie in Untermiete bei einer Freundin" (ZA 12). Dies wird vom Erzähler jedoch lediglich nebenbei erwähnt, wie überhaupt Negatives nicht zur Sprache kommt, statt dessen durchweg positive Aspekte ihres Charakters aufgelistet werden.

Grundsätzlich muß betont werden: an der gegensätzlichen Sympathielenkung durch den Erzähler wird über den gesamten Text hinweg festgehalten. B. wird durch den Erzähler konsequent in Außensicht präsentiert, er kommt in entscheidenden Passagen nicht selbst zu Wort. Die D. erfährt eine differenzierte Sicht und erhält die Chance, sich selbst auszusprechen, ihre Gedanken und Gefühle vor dem Leser offenzulegen. Bernd W. Seiler, der in seiner Studie zu den „Zwei Ansichten" Neues entdeckt, muß daher widersprochen werden. Anders als nachgewiesen, nimmt Seiler den Erzähler nicht als einen parteiisch–wertenden wahr, sondern im Gegenteil als einen, dessen Sprache einen „über jeden Zweifel erhabenen (Eindruck) der Unbestechlichkeit" mache. Entsprechend kommt Bernd W. Seiler zu dem Ergebnis:

„Denn so wie sich sprachlich dieser Erzähler von allem bloß Konventionellen fernhält, traut man ihm auch zu, sich politisch, moralisch, menschlich von unseren Konventionen fernzuhalten, und das gibt seinen Urteilen ein ganz eignes Gewicht."[34]

Genau das – so unsere Position – ist nicht der Fall. Der Erzähler hält sich gerade nicht „von allem bloß Konventionellen" fern, und mindestens moralisch und menschlich sind seine Wertungen wenig gerecht.

V Fortgesetzte Sympathielenkung

O'Neill hat nun angemerkt, daß sich das Bild der D. in den Fällen modifiziert bzw. erweitert, da sie aus einem anderen Blickwinkel als dem des Erzählers geschildert wird. Für die beiden Volkspolizisten, die ihr Zimmer durchsuchen, ist sie – ganz machohaft – eine „ansehnliche Puppe", die ihnen „den Spaß" verdirbt, weil sie anfing „zu heulen" (ZA 96), für ihre Freundin und Kollegin „redete sie naseweis und besserwisserisch" (ZA 112) „in ihrer manchmal vorlauten Art" (ZA 111).[35] Die 'Fluchthelfer', die die D. kennen, vermerken kopfschüttelnd, daß die immer dann, wenn sie Angst habe, sage: „Der Sozialismus wird schon siegen!" (ZA 172). Die vereinzelten Signale einer kritischeren Sicht auf die D. ändern jedoch nichts am bereits im zweiten Kapitel festgelegten Urteil: Trotz oder gerade wegen der kleinen Schwächen erscheint die D. eine rundum couragierte, sympathische, liebenswerte Figur, die sich unter widrigen gesellschaftlichen Umständen zu bewähren hat und lebendiger wirkt als B. Der Erzähler versucht durchgängig, sich in ihre Gefühls– und Gedankenwelt hineinzuversetzen und dem Leser ein Bild von ihrer Innenwelt zu geben. Anders als bei B. führt das bis zum kurzen Einsatz des inneren Monologs:

„Erst tief im Westen hatten Fahrgäste mit einem Mal eine Tasche zu schwer, einen Mantel zu viel bei sich und zogen in Strähnen hinaus auf den Bahnsteig, liefen mit unstetem Halsrucken zum Ausgang auseinander, so daß die D. im Nachsehen dachte, nicht ohne Bosheit mitleidig: *Das Schlimmste kommt euch noch.* Jetzt täglich über eintausend Leute warfen den ostdeutschen Ausweis weg, in der Woche ein Dorf, im Monat eine kleine Stadt, und aller Angst vor der Fremde verengte der D. den Hals, als ginge sie schon mit." (ZA 41)

Die Monolog–Passage gibt zudem Einblick in das Denken einer *Ostdeutschen* und ihrer Sicht auf den Westen. Trotz aller Verbote und Restriktionen in der DDR sieht die D. diesen Staat als den ihren an und empfindet den Westen als „fremd". Daß Tausende die DDR verlassen, frustriert sie, ja es macht sie wütend, und dennoch bemitleidet sie die Fliehenden, denn: „Das Schlimmste kommt euch noch" – die Fremde! Ausgehend von dieser Einstellung ist es verständlich, wenn sie nach dem Bau der Mauer die Reaktionen insbesondere im Westen distanziert betrachtet und Enttäuschung nur für Leute ihres Schlages akzeptiert:

„Sie hatte sagen wollen: Stellt euch nicht so an. Ihr habt es die ganze Zeit gewußt. Heulen dürfen nur solche wie ich, die den Staat verstanden haben als einen strengen, wunderlichen Lehrer, er hat sich zu verstehen gegeben als unser Besitzer. Er hat einen Zaun um seinen Besitz gezogen. Euer Jammern kotzt mich an." (ZA 62)

Die D. hält nichts von den lautstarken Protesten der Westdeutschen zum Mauerbau, sie empfindet dies als Heuchelei. Das Recht zur Erregung, zur Enttäuschung, zur Trauer, zum Heulen haben nur jene – so die D. *und* der Erzähler –, die trotz allem zu diesem „wunderlichen Lehrer" gehalten haben. Insofern spricht sie den Westdeutschen schlichtweg ab, sich erregen zu dürfen, sieht ihre Proteste als unwahr, unecht, künstlich an, auch und gerade, weil die ja den Staat im Osten nie wirklich akzeptiert haben.

Der Leser erfährt weiteres aus der Gedankenwelt der D., und er bekommt damit ostdeutsches Denken (!) vorgeführt. Einen Besuch bei einer älteren Verwandten empfindet sie als „Pflichtbesuch" (ZA 38) und schämt sich für die „Peinlichkeit des unverdienten, nicht erwiderbaren Geschenks" (ZA 39) – dem B. hätte man das Gegenteil zugetraut.

Die vereinzelten Hinweise mögen auf den ersten Blick belanglos erscheinen, aber sie sind auf das Textganze gesehen beständiges Indiz dafür, wie konsequent und mit wieviel innerer Nähe der Erzähler seine Protagonistin zu Wort kommen läßt. Eine solcherart affirmative Erzählhaltung vermißt der Leser bei der Darstellung B.s durchgängig. Als eine Telefonverbindung nach Ostberlin nicht zustande kommt, fügt der auktoriale Erzähler in gewohnter Manier den frechen Nebensatz hinzu: „als hätte er einen ganzen Abend mit ihr zu reden gewußt." (ZA 29) Äußerungen des B. zum aktuellen „Thema" Mauerbau kennzeichnet er – ganz wie die D. – als „Geschwätz über die Mauer, als Weltläufigkeit vorgetragen" (ZA 66). Was B. konkret sagt, wird vom Erzähler nicht mitgeteilt, es ist allem Anschein nicht der Rede wert.

Der Erzähler nimmt dem Leser damit die Möglichkeit, sich ein eigenes Bild von B. zu machen. An anderen Stellen finden sich Kommentare zu B., die auch hier von „epischer Gerechtigkeit" nichts spüren lassen. Im Zusammenhang mit seiner Flugangst ist von „Versagen" (ZA 69) die Rede, ein andermal von einem „kopflosen Entschluß" (ZA 20) oder von Mitleid „gegen sich selbst" (ZA 72). Konsequent wird der B. vom Erzähler zu einem „Blender" gemacht, der mehr darstellen will, als er wirklich ist:

„Er antwortete höflich, manchmal mit kleinem Lachen, weil er *meinte*, so jungenhaft und liebenswürdig zu wirken." (ZA 35)

Wenig später findet sich der auktoriale Kommentar:

„Mit den Segelbooten auf dem Wasser vor den sommerlich verstaubten Wäldern war ihm, *als könne alles nicht so schlimm sein*. Das wird schon werden." (ZA 36)

Die Absicht des Erzählers, seinen Protagonisten abzuwerten, äußert sich zudem in dem permanenten Bemühen, B. Irrtümer zu unterstellen. Es wird der Eindruck erweckt, B. sei nicht Herr der Lage, und ihm fehle es an realistischer Selbsteinschätzung:

> „Er glaubte sich angenommen in der Stadt, seit er sich nicht mehr verfuhr im unterirdischen Bahnnetz, seit er einem Einheimischen hatte eine Straße weisen können, er glaubte sich *ja wunder wie vertraut* und eingesessen, wenn er gängige Ausdrükke benutzte" (ZA 143).

Der Hinweis führt einmal mehr vor, wie man sich das auf Anerkennung heischende Getue des B. vorzustellen hat: da ist einer der – noch dazu als Norddeutscher – in kürzester Zeit mehr „berlinert" als die wirklich dort Geborenen und sich „wunder wie vertraut" dünkt.

Damit nicht genug, der Erzähler verstärkt seine (unlauteren) Absichten durch eine diskreditierende Ironie:

> „Am Sonnabendmorgen im frühesten Zug war er unausgeschlafen genug, das ganze Unternehmen zu verfluchen, und die Fliege an der Wand ärgerte ihn so wie der Blick auf die überfüllte Autobahn und die Leute, *denen ihr Auto nicht gestohlen war*." (ZA 67)

> „Nach seiner Kenntnis der Zeitungen und nach dem *politischen Unterricht in seiner Zeit bei der Bundeswehr* hielt er für möglich, daß seine Sendungen der D. eine polizeiliche Überwachung eingetragen hatte, glaubte sie in Gefahr, wußte aber nicht warum er unterwegs war." (ZA 30/31)

Wiederholt kann der Erzähler der Versuchung nicht widerstehen, seinen Protagonisten arrogant abzukanzeln. Dazu wählt er konsequent die Erzählperspektive Außensicht:

> „Der junge Herr B. stand in dem polierten Treppenhaus wie betäubt, *ohne recht zu sehen*, wie er manchmal aus dem Kino kam, vom gewöhnlichen Licht geblendet." (ZA 173)

Nachdem die Träume D.s bezüglich ihrer Flucht im Kapitel acht in aller Ausführlichkeit dargestellt werden, erfährt man zu Beginn des neunten Kapitels lediglich, *daß* B. geträumt hat:

> „Der junge Herr B. lief hin und her auf den Fahrbahnen der Werktankstelle und wartete auf seinen neuen Wagen. Er hatte in der Nacht halb wach gelegen, in zäh wiederkehrenden Träumen vom Fahren auf der Autobahn, ihn fröstelte in dem näßlichen Wind." (ZA 235)

Die Erzählhaltung kann nicht anders als unfair bezeichnet werden, denn während der Leser über die Ängste und Zweifel der D. genauestens in Kenntnis gesetzt wird, erhält er zu B. nur vereinzelte Hinweise; die Chance, einen Blick in sein Innenleben zu nehmen, ergibt sich nicht. Statt dessen werden – wo es nur geht – diskreditierende Details gewissermaßen gesammelt. Die negative

Sympathielenkung zu B. findet einen ersten Höhepunkt in dem Hinweis des Erzählers auf „seinen lebendigsten Teil" (ZA 93) und darauf, wie B. eine fast Unbekannte auf die Auslegeware und „aus den Kleidern" (ZA 93) zwingt, während ihr Gatte im „Suffgebrabbel" (ZA 93) fast bewußtlos danebenliegt.

Vergleicht man diese „Liebesepisode" mit der zwischen D. und ihrer Kollegin im darauffolgenden Kapitel, dann können die Unterschiede größer nicht sein (ZA 110ff.). Wenn es in den „Zwei Ansichten" eine Stelle gibt, in der von Vertrautheit, von Zärtlichkeit, ja vielleicht sogar von Liebe die Rede sein kann, dann ist es nachfolgende Badezimmer–Episode:

> „sie sagte auf eine ziemlich fröhliche Weise Na und konnte noch gar nicht bemerken, wie rasch sie in den Flur gezogen wurde, die Tür das Treppenhaus aussperrte. Die andere hatte um den Kopf ein chinesisches Frotteetuch, unter dem dicke Tropfen ihr auf die Schultern, auf den Unterrock liefen, als käme sie vom Haarewaschen, so daß die D. wie aufgefordert mitging ins Badezimmer. Es war eins von den Bädern der Gründerjahre, dem noch der Raum für eine Mädchenkammer abgeknapst worden war, so daß es nur die halbe gewöhnliche Tiefe hatte, beleuchtet und belüftet durch einen engen Schacht oberhalb der Wanne zu einem Fenster, das vermittels einer Eisenstange zu öffnen und zu schließen war. Das Hoflicht kam nur mit einer Art von Grau an in dem Kabuff, die schwache Glühbirne tat dazu bleiches Gelb aber nicht viel Helligkeit, so daß die D. ganz achtlos übernahm, an den Hähnen die Wassertemperatur zu verstellen, mit der Brause das Haar der anderen spülte, ihre Stirn in der Hand hielt, damit das Seifenwasser ihr nicht in die Augen kam, so wie sie einander auf der Schwesternschule geholfen hatten. Die veränderte Farbe des Haares fiel ihr erst auf, als die andere sich aufrichtete und die Strähnen dicht unter der Glühbirne nach hinten strich, aufatmend, die Augen geschlossen unter Wasserfäden, die ihr schlaffes Gesicht gleich Tränen überzogen. Die D., in ihrer manchmal vorlauten Art, hatte sich sofort die Flasche mit dem ausländischen Format gegriffen, buchstabierte am Etikett, wollte den Mund schon aufmachen, mußte aber gleich hinter der Halbnackten her, die über den Flur lief wie heimlich vorbei an den untervermieteten Türen in ihr eigenes Zimmer, das am hellichten Tag mit einem schwarzen Rolleau gegen die Straße abgedunkelt war. Die D. half ihr mit dem Föhn beim Haartrocknen, nahm ihr die Wäsche ab, reichte ihr andere Wäsche zu, deren knappe Maße modischer Zierat, schwarze Farbe alle zusammen sich befremdlich ausnahmen an dem stämmigen, untersetzten Körper" (ZA 110–112).

Die Darstellung zeigt: der bereits in den zwei Eingangskapiteln dominante Ton von Abwertung auf der einen und Sympathie auf der anderen wird konsequent durchgehalten. Dabei hat die Darstellung des männlichen Protagonisten durch einen Partei ergreifenden Erzähler Konsequenzen für den Leser und die Lektüre: Der Leser kann sich – eine erste Variante – dem Erzähler unkritisch anschließen und seine voreingenommene Sichtweise übernehmen, er kann aber auch – Variante zwei – die tendenziöse Darstellung durch den Erzähler durchschauen. Ist dies der Fall, dann muß er gewissermaßen den erzählerischen Filter

abschrauben. In dem Fall kann – den Erzähler betreffend –, folgende Überlegung angestellt werden: Der Erzähler ist *erstens* nicht kompetent, und/oder *zweitens* nicht gewillt, sich in B. hineinzuversetzen und sich ihm gegenüber gerecht zu verhalten. Wenn dies der Fall sein sollte, wenn also die Informationen, Hinweise, Wertungen des Erzählers zu B. weder verläßlich noch objektiv sind, dann liegt es am Leser selbst, die „epische Gerechtigkeit" wiederherzustellen. Der Leser also muß die kommentierende, wertende „Arbeit" des Erzählers mitübernehmen, er hat das Bild von B. zu korrigieren wie zu ergänzen, und er hat seine Werturteile durchweg sachgerecht zu prüfen.

VI Der Erzähler als parteiische Person

Bei einer kritischen Betrachtung der Art und Weise des Agierens des Erzählers fallen weitere vom Autor gezielt konstruierte Unzulänglichkeiten bzw. Einschränkungen auf. Dazu gehört die wiederholt nur bruchstückhaft bzw. lediglich angedeutete Wiedergabe von Gesprächen B.s. Erzähltechnisch erfolgt dies über den nicht genau abzugrenzenden Wechsel von direkter und indirekter Rede. So wird das Gespräch zwischen B. und dem Mitglied einer Fluchthilfeorganisation, in dem es um die Modalitäten der geplanten Flucht der D. geht, zunächst durch Dialog in direkter Rede und damit einem neutralen Erzählverhalten mitgeteilt. Die Wiedergabe des Gesprächs durch ein solcherart neutrales Erzählverhalten bricht allerdings in dem Augenblick unvermittelt ab, da der geschäftliche Teil zur Sprache kommt und wechselt in auktoriales Erzählverhalten:

> „Als er den Bogen von der Walze schoß, fragte er unverhofft geschäftsmäßig, was B. anlegen könne. B. blickte verwirrt. Der andere erklärte geduldig: Es kostet. Reisekosten! Was für Geld Sie haben.
>
> B. nannte den zehnten Teil der Summe, die damals einen mittleren Wagen wert war. Als der andere sein Gesicht in Zweifelsfalten zog, sorgenvoll über seinen braunen Scheitel wischte, erhöhte B. sein Angebot um ein Fünftel, in der Hoffnung, damit glaubwürdig arm zu wirken. Der andere hatte ihn gar nicht angesehen." (ZA 173)

Erneut kommentiert der Erzähler und arbeitet gegenüber B. mit Unterstellungen. In diesem Fall hat B. vermutlich eine Geldangabe gemacht, der Leser erfährt dies aber nicht. Statt dessen interpretiert der Erzähler B.s Aussagen unter dem Eindruck *seines Bildes von ihm* mit dem Hinweis auf die Summe eines mittleren Wagens. Damit wird – wie schon im ersten Kapitel – die Meinung suggeriert, B. denke nur in Kategorien von Autopreisen.[36] Hinzu kommt die moralische Unangemessenheit des Verhaltens von B. gegenüber jenen Leuten, die ja keineswegs aus merkantilen Gründen ihre Freiheit bei dem Unternehmen aufs Spiel setzen. Entsprechend souverän teilt der Erzähler mit, wie

der junge Mann reagiert, er sieht B. auf sein erneutes Angebot hin gar nicht an, feilscht auch nicht um einen höheren Preis, sondern erläutert nüchtern das weitere Vorgehen, er hat B. gewissermaßen 'abgehakt'. Der Erzähler wechselt entsprechend wieder in direkte Rede:

> „– Wenn Sies zusammenhaben, werfen Sies hier durch den Briefschlitz: sagte er." (ZA 173)

Wörtliche Beweise für B.s Verhalten bleibt der Erzähler auch an anderer Stelle schuldig:

> „Er verzog das Gesicht, als schmerze ihn Kopfrechnen, und nannte eine Summe, die den halben Gegenwert eines mittleren Wagens ausmachte, und nannte die Summe ein Entgegenkommen." (ZA 159)

Weil dem Erzähler nicht an einer differenzierten Auseinandersetzung mit B. gelegen ist, bekommt dieser nicht die Chance, sich selbst auszusprechen. An einer signifikanten Stelle im Text reduziert der Erzähler B.s Sprechakt gar auf „Bewegungen seines Kehlkopfes" (ZA 17), der Inhalt von B.s Äußerungen erscheint so bedeutungslos, daß es sich nicht der Mühe lohnt, sie mitzuteilen.[37] Typisch ist auch die gleichermaßen lieblos–laxe wie unvollkommene Wiedergabe eines Dialogs, den der Erzähler, offensichtlich von B. völlig genervt, willkürlich abbricht:

> „Sie (die D. – d. Verf.) begrüßte ihn stockend, nach einem Seitenblick auf den Brief in ihrer Hand versuchte sie zu lächeln, was sich gegen die Heulspuren schief ausnahm, und B. war heimlich belustigt.
> – Kann ich Ihnen etwas sagen?
> – Ja, gewiß, selbstverständlich: antwortete B., *und so weiter.*" (ZA 79)

Diese Art und Weise der Darstellung zeigt unzweideutig, was von B.s Äußerungen zu halten ist bzw. was der Erzähler davon hält, nämlich nichts! Doch, damit nicht genug, wechselt der Erzähler prompt in einen Kommentar, der Lächerlichkeit und Eitelkeit von B. nur noch mehr zur Geltung bringt:

> „Er war *mächtig versucht*, die Rolle des Älteren, des Helfers zu *genießen*; er *war geltungssüchtig genug*, dem Mädchen die Höflichkeit zu erweisen, mit der man Schwächeren den Koffer ins Gepäcknetz legt ..." (ZA 80)

Zu welchen Widersprüchlichkeiten diese Art der Dialogwiedergabe führen kann, zeigt folgende Passage:

> „Er drückte Takte für den doppelten Betrag und fing an, mit der Wirtin zu tanzen, die ihm blond und tröstlich an der Brust lag. Er sprach mit ihr, als wollte er wiederkommen. *Er fand Befriedigung in der Vorstellung, daß er der D. hier näher war, rein räumlich, verstehste, das genügte für einen Angetrunkenen ganz und gar.*
> – Sind Sie geschäftlich hier?
> – Ja; man hat mir mein Auto gestohlen." (ZA 34/35)

Der Erzähler macht auch im Folgenden nicht den Versuch, für B. in irgendeiner Form Verständnis aufzubringen. Dem allgemeinen Mutmaßen über die Motive der halbherzigen Suche nach D. in Berlin vor dem Mauerbau setzt der Erzähler mit seiner vorlauten Interpretation ein Ende: „Er mochte auch einen Ausfall von Verdienst nicht noch hinnehmen" (ZA 26).

Bei dem Erzähler scheint geradezu hämische Freude aufzukommen, wenn er den Anti–Helden B. in einer unangenehmen Situation schildern kann. Fast schon schadenfroh gibt er preis, wie wenig anziehend B.s. Äußeres auf junge Mädchen wirkt:

> „[Er] saß dann blicklos mit dem Gesicht gegen die Farbstufen der kabbeligen See, einen halben Mundwinkel zwischen den Zähnen, so daß keine der zusteigenden Oberschülerinnen in den knappen Strandkleidern sich neben ihn setzte, sondern eine Umsiedlerin in schlesischer Tracht mit dem schwarzen Tuch, auf dem Schoß einen Pappkarton mit Küken, die jungen Dinger drängten zur Hinterbank, oft umgewandt sah er doch nicht viel mehr als den Rand einer feinsträhnigen blonden Frisur, die der der D. nicht ähnlich war." (ZA 31)

Statt einer differenzierten Auseinandersetzung mit der Innenwelt B.s findet sich Schwarz–Weiß–Malerei. Sämtliche Handlungen und Gedanken B.s bleiben diffus, nicht nachvollziehbar, unverständlich – und dies betrifft die D., den Leser und zuerst natürlich den Erzähler, der sentenzenhaft festhält:

> „An dem stillen Verhalten des jungen Herrn B., des Westdeutschen, rätselte sie vergeblich." (ZA 125)

Warum das Verhalten des jungen Herrn B. also weder emotional noch rational zu erfassen ist, dafür gibt es neben seinen negativen charakterlichen Dispositionen eine einfache Erklärung: er ist für den Erzähler ein „Westdeutscher"(!), was im Text wiederholt explizit betont wird.

Doch B. bleibt nicht nur von seiner Umwelt, insbesondere der Ostdeutschen unverstanden, er selbst bleibt sich ein Rätsel und weiß nicht so recht, was er will:

> „Denn er begriff seine Abreise nicht mehr. [...] Und bei der Abfertigung der Passagiere war ihm ein B. aufgefallen, den er nicht gekannt hatte. [...] Ihn befremdete auch, daß er dann ohne Scham auf das Flugzeug zugegangen war, unzerknirscht, mit offenen Augen, fast zufrieden." (ZA 20/21)

B. wird unterstellt, er sei nicht mehr in der Lage, seine eigene Situation richtig zu deuten. Das Unverständnis und die Außensicht, mit denen der Erzähler abwertend auf B. blickt, scheinen sich auf B. selbst zu übertragen:

> „Er trank das ölige Zeug in kleinen, ruhigen Schlucken und befaßte sich mit streitsüchtigen Vorwürfen gegen einen B., der sich hierauf nicht hätte einlassen dürfen. Die Arme auf die Brust gestützt, das Glas vor dem Kinn, so fühlte er sich wohl, schwer, unglücklich. Er war bereit, aufzugeben." (ZA 37)

Die erzählerischen Mittel, die zur Kennzeichnung von B. zum Einsatz kommen, lassen sich nicht anders bezeichnen als Unterstellung, Fehleinschätzung, Nichtverstehen. Doch im vorliegenden Fall irrt der Erzähler sogar, denn es zeigt sich: B. gibt nicht auf.[38]

Ein weiteres Indiz für die Befangenheit des Erzählers liefert eine Episode, der für die Handlung eine besondere Rolle zukommt: Es geht um die Fluchtvorbereitung der D. Ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt kauft B. ein neues Auto in Stuttgart, ohne daß er die Chance hätte, sein Verhalten zu erklären:

> „Der junge Herr B. flog am Nachmittag nach Hamburg und stieg da in eine Maschine nach Stuttgart um. Nach langen Telefongesprächen[39] hatte eine Kraftfahrzeugfabrik in Württemberg zugesagt, ihm am nächsten Morgen einen Sportwagen außer der Reihe zu verkaufen." (ZA 178)

Wer in dieser Weise vor einer für das Schicksal eines nahen Menschen entscheidenden Situation handelt, kann nicht anders denn egoistisch, oberflächlich, gefühlskalt usw. bezeichnet werden. Es wird der Eindruck bestärkt, daß für B. der Kauf eines Sportwagens wichtiger ist als der glückliche Ausgang der Flucht von D.[40] Wie groß die Kluft zwischen Erzähler und Protagonisten ist, belegt auch die Sicht des Erzählers auf B.s politische Kompetenz:

> „Denn es war bei dem Streit darum gegangen, daß die D. ihn für politisch dumm hielt; und sie hatte in ihrem Brief geschrieben, daß sie noch am Sonnabend vor der Sperrung durch Westberlin gefahren und nicht ausgestiegen war, was er für politisch dumm hielt. Er dachte *im Ernst*, sie müsse ihm das abbitten." (ZA 71)

Der Erzähler ergreift Partei für D. und gegen B.!

Zusammengefaßt: Mit fortschreitender Lektüre vertiefen sich die Zweifel des Lesers an der Integrität und Glaubwürdigkeit des Erzählers. In diesem Zusammenhang spricht O'Neill von „growing disorientation of the reader".[41] Mehr oder minder schnell gewinnt man den Eindruck, daß es sich gerade nicht um einen allwissenden Erzähler handelt. Das Ungewöhnliche im vorliegenden Fall allerdings ist, daß der Erzähler der „Zwei Ansichten" genau dies vorzugeben sucht. Zumindest aber ist er bemüht, seine Wissensdefizite zu verschleiern. O'Neill weist mit Recht auf eine zeitlich versetzte Wissenslücke hin: Warum muß der Leser bis zum Kapitel sieben warten, bis er die Information erhält, daß B.s Berliner Kneipe „nach einer Haltestelle der Untergrundbahn" (ZA 146) heißt?[42] Zu erwarten gewesen wäre, daß der Erzähler die Eigenschaften eines für die Geschichte so bedeutsamen Ortes schon bei dessen Einführung erwähnt oder auf diese Information ganz verzichtet.[43] Auffällig ist auch, in welchem Maße dem Leser an vielen Stellen des Textes einmal zu viele, ein andermal zu wenig Informationen mitgeteilt werden. Dies trifft beispielsweise auch für das Telefongespräch B.s mit einer Westberlinerin (ZA 81) zu.[44] Die plausibelste Erklärung dafür ist die Annahme, der Erzähler weiß selbst nicht, worum es geht.

Aber ähnlich wie der von ihm abgelehnte B. ist er an keiner Stelle bereit, dem Leser diese Tatsache einzugestehen. Statt dessen suggeriert er Allwissenheit und Souveränität.

Außerdem erhält der Leser – so scheint es – bisweilen Informationen aus zweiter Hand und dies ohne daß der Erzähler sie als solche ausweist. Wie anders läßt sich folgende Darstellung erklären?

> „Eines Vormittags *mußte* der junge Herr B. tolpatschig genug *gewesen sein*, sie auf Station anzurufen." (ZA 60)

Man kann rätseln, ob es sich um Auskunft von Dritten handelt oder aber um eine Schlußfolgerung des Erzählers. Der Satz läßt beide Varianten zu. Unstrittig jedoch dürfte sein, daß der Erzähler bei dem Telefongespräch nicht anwesend gewesen sein kann, denn dann würde der Satz anders lauten.[45]

Eine für die Geschichte zentrale Stelle im Text ist die Flucht D.s. Am Ende von Kapitel sieben erhält B. diesbezüglich Informationen von der Wirtin. Der Leser hingegen wartet vergeblich auf Aufklärung durch den Erzähler, der dann auch nicht mehr mitzuteilen weiß als:

> „– Sie hat was falsch gemacht: sagte die Wirtin, als er die D. schon in Westberlin glaubte." (ZA 177)

Diese Aussage läßt alles offen. In entscheidenden Momenten also weiß der Erzähler weniger als die Figuren. Entsprechend ist zu fragen, ob er überhaupt über eine hinreichende Kompetenz für die Präsentation der Geschichte verfügt. An Stellen, die dann für die erzählte Geschichte eher von geringerer Bedeutung sind, verfügt er über mehr Wissen als beispielsweise D., und er läßt dies den Leser bereitwillig wissen:

> „Sie hörte Gespräch, aber nichts über den verrückten Umweg, nichts über die militärischen Lastwagen, die an Bahnschranken aufgehalten und zu sehen waren." (ZA 49/50)

Welcher Art also sind die Informationen, die der Erzähler den Figuren voraushat? Warum weiß er über aktuelle gesellschaftliche Bedingungen und entsprechende Entscheidungen im Staatsapparat besser Bescheid als die D.? Ist er eingeweiht? Zumindest sind die Hinweise eindeutig, daß es sich beim Erzähler um einen Ostdeutschen handelt! Eben dies wäre eine Begründung für die vereinfachte, ja pejorative Darstellung der westdeutschen Verhältnisse. Der Erzähler – nicht Johnson (!) – spricht von einem „Tag der westdeutschen Armee" bei dem es zum „halbherzigen Aufmarsch der Bürger mit Fahnen der verlorenen Ostgebiete" (ZA 129) kommt oder er verweist auf eine „Umsiedlerin in schlesischer Tracht", die sich im Bus neben B. setzt. Es handelt sich hier in der Tat um Begriffe, die im Westen unüblich sind und die anzeigen, daß der Erzähler – wie die D. – aus dem Osten kommt. Gleichwohl trifft zu, daß der Erzähler – anders als in der moralischen wie menschlichen (Ab)Wertung des B. – in *politischer Hinsicht* um Objektivität bemüht ist. Denn: Nach den beiden Einleitungskapiteln und der Präsentation der Figuren in ihrem gesellschaftlichen Umfeld nutzt er wiederholt Periphrasen, also Umschreibungen zur Merkmalshervorhebung insbesondere zur Charakterisierung der politischen Verhältnisse sowie für Erscheinungen des Alltags. Er verwendet Mühe, um „sein Zeichensystem dem Bezeichneten adäquat zu verändern", er gebraucht eine Sprache, um „beide Gegenden in einen Griff" zu bekommen. Dazu gehören im Bereich „Politik" Periphrasen wie „ostdeutscher" und „westdeutscher Staat" (12, 45f.) für DDR und BRD; „Stadt der westdeutschen Regierung" (207) für Bonn; „staatliche Partei" (54) für SED; „Jahrestag des Staates" (183) für Tag der Republik; „Büro für Befragungswesen" (84) für Verfassungsschutz"; „geheime Polizei" (206) für Staatssicherheitsdienst; „Leute, die der Macht des Staates verwandt waren" und „Inhaber der Macht" (40) für Funktionäre; „Tafeln mit Reklame für die Politik der ostdeutschen Behörden" (175) für Transparente; „Vereinigung der deutschen Restgebiete" (208) für Wiedervereinigung. Für den Alltagsbereich nutzt der Erzähler Umschreibungen wie „Wohngebühren" (12) für Miete; „das Haus war vom Staat geliehen" (101) für Pacht; eine Sekretärin taucht als „Schreibmädchen" (49) auf; „durchsichtige Kunststofftüten" (31) heißen Plastikbeutel; einen Tresen nennt er „Bierbrücke oder Schankbrücke" (75, 136); Tonic trägt die Bezeichnung „Bitterwasser" (75); ein Schallplatte firmiert als „gepreßtes Lied" (28).[46]

Die Topikketten, Periphrasen, Metaphern und sprachlichen Verfremdungen haben nicht zuletzt die Funktion, die Darstellung der Geschichte von den „sprachlichen Verabredungen" in Ost und West freizuhalten. Das Bemühen, *politische* Sachverhalte neutral auszudrücken, steht allerdings im Widerspruch zu seinem von Beginn an feststehenden Urteil über die Personen. Zudem sind die Umschreibungen keineswegs durchgängig neutral, sondern immer auch eine ironische „Abrechnung mit den Verhältnissen, von denen sie handeln".[47] Sie belegen die Distanz des Erzählers zu den aktuellen Gegebenheiten diesseits und jenseits der Grenze.

VII Auflösung der Rätsel oder Wo bleibt die Wahrheitsfindung?

Insgesamt stellt sich nach der Untersuchung der Erzähltechnik der „Zwei Ansichten" nunmehr erneut die Frage nach dem Erzähler selbst. Auch hier liefert der Text die Antwort und legt damit sein Konstruktionsprinzip offen. In den beiden letzten Kapiteln wird nämlich erkennbar, um was für einen Erzähler es sich handelt und wie er – nicht der Autor! – an die Informationen über B. und D. gekommen ist. Im vorletzten Kapitel berichtet der Erzähler vom Un-

fall des B. Der hatte seinen neuen Porsche aus Stuttgart abgeholt und war völlig übermüdet am Hamburger Flughafen vor einen Bus gelaufen:

> „Der großgewachsene junge Mann in dem schwarzen Anzug, dem der Hemdkragen hing wie aufgerissen, taumelte so haltlos, schlug mit dem Kopf in den Rinnstein, als habe er sich fallen lassen. *Ich habe ihn aufheben helfen und bin mit dem heulenden Krankenwagen zur Unfallstation gefahren.* Die Ärzte fanden eine leichte Gehirnerschütterung" (ZA 238).[48]

Etwas mehr versteckt ist der Hinweis, wie der Erzähler die Geschichte der D. erfahren hat. Im letzten Kapitel heißt es von der D. nach der geglückten Flucht und der Ankunft in Westberlin:

> „Sie wurde eine Woche lang aufgenommen von einem jungen Ehepaar, das ein kleines Kind hatte. Es war so alt wie ihre Nichte. Sie ging mit dem Mädchen an der Hand um den Hausblock spazieren. Nach der Stadt verlange sie lange nicht. Ihre Gastgeber hatten abends oft Gäste manchmal setzte sie sich dazu. Einmal stellte sie eine Flasche Sekt auf den Tisch, den sie vom Kleidergeld des Lagers gekauft hatte. An dem Glas Sekt im Triebwagen hatte sie etwas gefunden, das sie vertrug. Sie erzählte, ein wenig befangen von Ostberlin. *Später nahm sie mir ein Versprechen ab.– Aber das müssen Sie alles erfinden, was Sie schreiben! sagte sie. Es ist erfunden"* (ZA 242).[49]

Der Erzähler ist also eine *im Text anwesende physische Figur,* die zu B. und D. direkten Kontakt hat: B. leistet er nach seinem Unfall kurz Beistand, eine engere, dialogische, vielleicht gar freundschaftliche Beziehung kommt nicht zustande, die Informationen haben sich allem Anschein nach auf das Nötigste beschränkt. Zur D. besteht eine engere Beziehung, denn beide führen bei einem Glas Sekt ein längeres Gespräch. Das läßt auf eine wenig angespannte Atmosphäre schließen. Die D. legt in dem Gespräch ihre anfängliche Befangenheit ab und erzählt ausführlich. Sie wird bis ins Detail gegangen sein und auch Persönlichstes berichtet haben. Nur dies erklärt, warum sie abschließend dem Erzähler das Versprechen abnimmt „Aber das müssen Sie alles erfinden, was Sie schreiben!" Und der Erzähler setzt hinzu: „Es ist erfunden." Damit ist der Status des Erzählten festgelegt und auch betont, daß sich der Erzähler das Recht nimmt, von sich aus zu ergänzen und wegzulassen.

Die Tatsache, daß der Erzähler mindestens zweimal im Text physisch präsent ist, kann für einen 'Er–Erzähler' als nicht selbstverständlich gelten. Damit drängt sich die Frage auf, ob er auch an anderen Stellen (mehr oder weniger) offen anwesend ist. Man kann sich zumindest dieses Eindrucks nicht erwehren, z. B. wirkt der Erzähler in der Westberliner Kneipe sehr gegenwärtig. Doch letztlich gibt es keine genauen Indizien, vielmehr provoziert der Erzähler beim Leser ein Rätselraten, eine Auflösung allerdings erfolgt nicht.

Es steht vor diesem Hintergrund nunmehr die Frage, wie mit dem Vorwurf umzugehen ist, Johnson habe bezüglich der Figuren wie der dargestellten

Verhältnisse in Westdeutschland Klischeebildung betrieben. Wann kann man von einer klischeehaften Darstellung sprechen bzw. was ist ein Klischee? Für den in Rede stehenden Zusammenhang können für ein Klischee folgende Eigenschaften als maßgeblich angenommen werden. Ein Klischee ist gekennzeichnet durch das Bemühen, etwas Besonderes, Einmaliges, Neues, Originelles auszudrücken und der „ungewollten Verwirklichung einer Konvention".[50] Der Effekt des Klischees entsteht also aus der „Diskrepanz zwischen Intention und Konvention". Schließlich gilt, die entstandene Diskrepanz ist dem Autor nicht bewußt, sie ist ihm gewissermaßen unterlaufen.[51] Genau diese Vorwürfe ergehen im Zusammenhang mit den „Zwei Ansichten" an Johnson. Werden sie dem Text gerecht?

Die Untersuchung des Textes und der Rolle des Erzählers erbrachte eine gegenteilige Erkenntnis: Der Autor Uwe Johnson war durch *den von ihm eingesetzten Erzähler* geradezu akribisch bemüht, zwei unterschiedliche Sichten auf die Figuren *vorzuführen*. Daß das vom Erzähler entworfene Bild des Westdeutschen B. dabei nicht dazu angetan ist, den Leser für B. einzunehmen, steht außer Frage, im Gegenteil wird er eher in Distanz zu B. gebracht. Aber eben genau dies ist *Folge der erzählerischen Konstruktion* und liegt in der Absicht des Verfassers. Die D. wird statt dessen als aktive, bedenkliche Person geschildert. Und da sie sich gegen den fast allmächtig erscheinenden (ostdeutschen) Staat zur Wehr setzt, kann sie sich des Wohlwollens der Leser sicher sein. Eine Diskrepanz zwischen Intention des Autors und der Realisierung existiert gerade nicht, Typisierung und Klischeebildung sind Ziel der Darstellung. Johnson wollte B. gar nicht „als individuelle Figur" anlegen und B. sollte auch nicht „als Repräsentant der Bundesrepublik" fungieren. Eine „Beschreibung Westdeutschlands" aus „der Perspektive B.s" liegt nicht vor, wenn überhaupt, dann handelt es sich um eine Beschreibung aus dem Blickwinkel des Erzählers. Allein der Verzicht auf eine individuelle Namensgebung und die Bezeichnung „B." und „D." bringen das Vorhaben Johnsons – eigentlich unübersehbar – zur Geltung. Mit anderen Worten: Johnsons Intention besteht darin, *das Entstehen von Typisierung wie Klischeebildung vorzuführen und diesen Prozeß einsehbar zu machen*. Das kann nur funktionieren, indem Johnson einen parteiischen Erzähler einsetzt, einen Narrator, der nicht objektiv erzählt. Für diesen Erzähler treffen bis ins Detail jene „Schwierigkeiten" des Erzählens zu, die Johnson in seinem Essay „Berliner Stadtbahn" vorab bereits ausführlich entwickelt hat. Im „Stadtbahn–Essay" analysiert Johnson nämlich, welche Fehler bei der literarischen Darstellung auftreten können und nach seinem Selbstverständnis von der Profession eines Schriftsteller unbedingt zu vermeiden sind. Die „spezifisch literarische(n) Fehler" (BS 14) sind nach Johnsons Auffassung im wesentlichen auf folgende Ebenen bezogen:

Erstens: Johnson erkennt, daß die „Schwierigkeiten" bereits beginnen in der „Phase der Konzeption" (BS 14), also in jenem Stadium, das dem Schreiben als Vorgang vorgelagert ist. Johnson führt – wie Christa Wolf dann später in „Lesen und Schreiben" – gewissermaßen vor, wie wichtig der Autor und seine Voraussetzungen für das Schreiben sind.[52] Ein Autor/Verfasser/Erzähler[53] ist auch „nur ein Mensch", und er verfügt nicht über den „göttergleiche[n] Überblick eines Balzac" (BS 20). Der Autor existiert unter konkret–historischen Bedingungen, ist in einer spezifischen Lebenswirklichkeit gewachsen und mit ihr verwurzelt, er spricht seine eigene Sprache und besitzt – wie jeder andere auch – lediglich eine eingeschränkte Wahrnehmung. Für Johnson gehören diese Phänomene zu den *Voraussetzungen* des Autors/Erzählers/Verfassers:

> „Der Verfasser kann die Person, von der er berichtet, nur mit Verhaltensweisen ausstatten, über die er selbst verfügt oder die er bei Dritten und Achten beobachtet hat. [...] Er kann auch befangen sein in Erfahrungen, die ihm als einzigem zugestoßen sind. *Wie, wenn seine Unterstellungen Vorurteile wären? Was, wenn er sich orientiert nach Meinungen, die er nicht im Traum zu überprüfen denkt,* denen zufällig niemand widersprochen hat? Das sind seine Voraussetzungen. [...] Er kann für allgemein halten, was einzeln ist. [...] Er kann ein Gesetz erkennen wollen, wo nur eine statistische Häufung erscheint." (BS 14)

Aber nicht nur der Autor/Erzähler/Verfasser selbst kommt als eine Fehlerquelle in Frage, auch während und in Folge seiner Recherchen kann es zu einer „Schädigung der Realität" kommen, weil seine wichtigsten Gewährsleute und Zeugen die gleichen Fehler machen können:

> „Einige einfache Fehlerquellen bei der Herstellung und Übermittlung von Information sind bekannt: da *haben Augenzeugen nicht genau hingesehen*, was sie nicht gesehen haben, können sie nicht sagen. *Sie erfinden etwas*, was ihnen den Vorfall abzurunden scheint. Oder sie haben *die Situation schlicht nach ihren gewohnten Bezugspunkten geordnet*, die mögen privat sein oder von sektenhafter Moral oder parteipolitisch. Presse, Rundfunk, Fernsehen oder Stadtgespräch verändern nochmals, was sie als bereits zubereitetes Material bekommen. Sie müssen sich zum Teil *einlassen auf die Interpretation, die der erste Berichterstatter mit einem Eigenschaftswort im Vorfall ansiedelt.* Sie alle schädigen die Realität (vorausgesetzt, daß dies Wort noch zutrifft)" (BS 11).

Beide Überlegungen von Johnson scheinen in frappierender Weise auf jenen literarischen Vorgang abzuzielen, der in den „Zwei Ansichten" dann die Figur des B. betrifft: *„Wie, wenn seine Unterstellungen Vorurteile wären?"*[54]

Zweitens: Die solcherart entstandenen Einschränkungen, Interpretationen, Konstruktionen sind für den Autor/Erzähler eine schwere Hypothek bei der anschließenden literarischen, erzählerischen Verarbeitung. Übernimmt der Autor/Erzähler unkritisch die Interpretationen bzw. die Auswahl der Fakten, so werden sie zu rezeptiven Vorgaben. Die Fehler wirken also in die Phase

der *Produktion* mit hinein, wodurch sie sich potenzieren. Die „Voraussetzungen" beeinflussen den erzählerischen Aufbau der Figuren, den erzählten Vorfall, die dargestellten Verhältnisse und ihre jeweilige Bewertung. Das führt also dazu, daß die Person, von der erzählt wird, nur mit Verhaltensweisen ausgestattet werden kann, über die der Autor/Verfasser/Erzähler – „selbst verfügt oder die er bei Dritten oder Achten beobachtet hat". Das heißt auch: „Es mag ja noch andere geben". Der Erzähler hat diese Meinungen nicht gekannt, er hat nicht alle Zeugen befragt, vielleicht haben manche ihn sogar angelogen, er ist nicht an die richtigen gekommen. Aber möglicherweise hat er auch gar nicht mehr wissen wollen, *weil das Bild von der Person und den Verhältnissen schon feststand.* Mit anderen Worten: Der Erzähler hat nur das gesehen, was er auf Grund seiner Sozialisation, seines Wissens, seiner Befindlichkeit, seiner sozialen Situation, seiner politischen Auffassungen, seiner Anschauung über die Welt sehen konnte und wollte!

Bringt man das in Anwendung auf die „Zwei Ansichten", dann erklärt es das unterschiedliche Verhältnis des Erzählers zu B. und D., ja die augenzwinkernde Übereinkunft des Erzählers mit der D. ergibt sich, weil der Narrator über vergleichbare Erfahrungen verfügt wie sie und eine vergleichbare ('ostdeutsche') Weltsicht hat. Das Gespräch zwischen der D. und dem Erzähler deutet auf eine Harmonie, die nur zwischen Leuten denkbar ist, die wissen, worüber geredet wird, und sich geistig nahe sind. Wenn aber der Autor/Erzähler nun die Informationen (der D.) kritiklos übernimmt und nach seinen gewohnten Konstruktionsmustern ordnet, einpaßt, kommentiert, wertet, kann von einer Wahrheitssuche nicht die Rede sein. An die Stelle von Wahrheitsfindung tritt Klischeebildung. Die „Zwei Ansichten" dokumentieren ein solches Fehlverhalten des Autors/Erzählers, sie sind ein Paradebeispiel für einen Erzähler, der nicht der Wahrheit der Figur des B. auf der Spur ist, sondern mit allen Mitteln danach sucht, um seine (ostdeutschen) Vorurteile vom westdeutschen Konsumkapitalisten bestätigt zu sehen. Auf diese Weise wird B. zum Prototyp des arroganten, oberflächlichen, dümmlichen Bundesbürgers. Wie in „Berliner Stadtbahn" bereits bis ins Detail vorgedacht, entsteht aus den Fehlern, Vorurteilen, ideologisch aufgeladenen Auffassungen ein Schema, ein Stereotyp, ein Klischee:

> „Diese subjektiv oder technisch verursachten Fehler wachsen komplex, sobald sie mit der fruchtbaren Fehlerquelle der Tendenz verbunden zum Schema werden. Von diesen gibt es auf jeder Seite der Grenze eins. Es ist selbstverständlich, daß die Gesetze des einen Informationsschemas nicht zum Maßstab für das andere gemacht werden können." (BS 11)

Die „Zwei Ansichten" führen das Entstehen des *ostdeutschen „Schemas"* vor, womit den Westdeutschen ihr gängiges Verhalten gegenüber den 'armen Brüdern und Schwestern' im Osten wie ein Spiegel vor Augen gehalten wird. Das

Unverständnis des *ostdeutschen Erzählers* in den „Zwei Ansichten" gegenüber seinem *westdeutschen Protagonisten B.* ist zurückzuführen auf „die Grenze: die Entfernung: d(en) Unterschied:" (DB 9). Der Erzähler spricht eine andere Sprache als B., er ist weder gewillt noch in der Lage, B. zu verstehen. Zieht man das in Betracht, dann ergibt sich eine weitere, vielleicht die entscheidende Lesart des Textes: die „Zwei Ansichten" verfolgen gar nicht die Frage, welchen Einfluß der Mauerbau auf die vermeintliche Liebesbeziehung hat, im Kern geht es um die „Mauer in den Köpfen"! Die „gegensätzlichen staatlichen Organisationen", die „zwei wirtschaftlichen Arrangements", die „zwei Kulturen" und schließlich die Mauer haben Wahrnehmungen dies– und jenseits der Grenze geprägt. Damit führt Johnson 30 Jahre vor der Aufhebung der staatlichen Teilung exemplarisch das vor, was das Denken der Deutschen in Ost und West bis heute bestimmt: das Denken in Klischees und die gering ausgebildete Fähigkeit dafür, den „anderen mit seinen eigenen Augen zu sehen". Es ist dies das Leitmotiv in Johnsons Gesamtwerk seit den „Mutmassungen". In „Das dritte Buch über Achim" etwa scheitert der Versuch des Westdeutschen Karsch diese Barrieren zu überwinden, um eine Biographie über den ostdeutschen Radsportler Achim T. zu schreiben.

Ein anderes Problem sieht Johnson im Anspruch eines Autors/Erzählers im Umgang mit Allwissenheit, und auch dies gilt für die „Zwei Ansichten":

> „Die Manieren der Allwissenheit sind verdächtig. [...] Wenn der Verfasser seinen Text erst erfinden und montieren muß: wie kann er dann auf hohem Stuhl über dem Spielfeld hocken wie ein Schiedsrichter beim Tennis, alle Regeln wissen, die Personen sowohl kennen als auch fehlerlos beobachten, zu beliebiger Zeit souverän eingreifen und sogar den Platz tauschen mit einer seiner Personen und noch in sie blicken, wie er sogar selbst sich doch selten bekannt wird. Der Verfasser sollte zugeben, daß er erfunden hat, was er vorbringt, er sollte nicht verschweigen, daß seine Informationen lückenhaft sind und ungenau. (BS 20)

Der Erzähler der „Zwei Ansichten" überschätzt sich. Den Spagat zwischen Objektivität und Allwissenheit einerseits und seiner Rolle als Monteur der Geschichte andererseits schafft er nicht. Er begeht geradezu demonstrativ die von Johnson (!) genannten Fehler: Er möchte der Schiedsrichter sein, der seine Figuren gerecht behandelt und zugleich über Allwissenheit verfügt. Diese hochgesteckten Erwartungen kann er zu keiner Zeit erfüllen, denn er arbeitet mit zweifelhaften „Voraussetzungen" (BU 12), er übernimmt – wie nachgewiesen – Wertungen aus zweiter Hand und unpräzise Zeugenaussagen. Außerdem ist er nicht in der Lage, objektiv zu bleiben und Klischeebildungen zu vermeiden. Die Folge ist das Scheitern des gesamten Erzählvorgangs.

Johnson läßt dabei gezielt einen Erzähler auftreten – und diese strenge Trennung zwischen Autor und Erzähler ist für ihn eher untypisch –, der zeigt, wie

ein Schriftsteller es um den Preis der Wahrheitsfindung nicht machen darf. Die letztlich überdeutliche und überspitzte Demontage des Erzählers führt zur Karikatur des Erzählers wie des gesamten Erzählvorgangs.[55]

Drittens: Der Vorfall bzw. die Geschichte wird – so gibt Johnson in der „Berliner Stadtbahn" zu denken – vom Autor/Erzähler/Verfasser nur dargeboten, weil er ihn für ein lohnenswertes Beispiel hält, das „etwas beweist über die Lebensverhältnisse beiderseits der Grenze". Aber auch hier kann ihn etwa die Statistik getäuscht haben. Drei Millionen „Abwanderer aus dem ostdeutschen Staatsgebiet" (BS 13) sind noch kein Beweis für die Wahrheit der Darstellung und die gerechtere Ordnung im Westen. Mit dem erzählten Fall von B. und D. wird also einzig modellhaft *ein Fall entwickelt* und dem Leser zum Vergleich angeboten. Anspruch auf ein Wahrheitsmonopol freilich kann und soll die vorgestellte Geschichte nicht erheben. Im Gegenteil, es ist Vorsicht in Hinblick auf eine verallgemeinernde Wertung geboten, eben weil bei der Darstellung der Geschichte Autor/Verfasser/Erzähler mit „Unterstellungen" oder Vorurteilen gearbeitet haben (können). Damit ist auf die entscheidende *Aufgabe des Lesers* verwiesen, der hat zu korrigieren und gegebenenfalls zu ergänzen, was der Erzähler nicht weiß, wissen kann oder wissen will. Für die „Zwei Ansichten" läßt sich die Aufgabe des anvisierten Lesers wie folgt festlegen: Der ideale – Leser ist im Allgemeinen wie in Hinblick auf diesen Text – der kritische und ungläubige. Die rezeptiven Vorgaben des Erzählers und seine Signale, wie mit dem Dargestellten umzugehen ist, sind von Beginn so deutlich, daß die berechtigte Hoffnung besteht, der Leser würde sie erkennen. Entsprechend soll er für tendenziöse Darstellung und den Vorgang der Klischeebildung sensibilisiert werden, um ihn als solchen zu entlarven.[56] „Zwei Ansichten" verlangt Hellhörigkeit statt passiver Bestätigung gegenüber einem mitteilungswilligen und auktorialen Erzähler. Der Leser ist also aufgefordert, im wirklichen Sinne mündig zu agieren, sich permanent an der Suche nach der „Wahrheit" und nach dem Wesen des Erzählers zu beteiligen.[57] O'Neill spricht deshalb neben den beiden Stories über die zwei Hauptfiguren von einer dritten, nämlich „that of the reader".[58] Hillebrand äußert sich in diesem Kontext zwar nicht direkt zu den „Zwei Ansichten", aber seine Überlegungen sind ohne weiteres auf sie zu übertragen:

> „Autor und Leser sitzen im selben schwankenden Boot, die Lage ist schwer zu bestimmen. Der Prozeß des Erzählens ist zugleich der Prozeß des Lesens, er muß mit gleicher Anstrengung und Bewußtheit nachvollzogen werden. [...] Die Aufgabe der Literatur sei es, so Johnson 1961 als Erwiderung auf einen politischen Angriff, eine Geschichte nicht so zu erzählen, daß sie den Leser in Illusionen hineinführt, *sondern daß sie ihm zeigt, wie diese Geschichte angelegt ist.* [...] Die Erzählung fordere vom Leser nicht, daß er sich sofort verändere, sondern *daß er die Geschichte aufnimmt, sie überdenkt und daraus seine eigenen Schlüsse zieht.*"[59]

„Zwei Ansichten" deckt, wie das für *moderne Prosa* üblich ist, den Produktionsprozeß von Literatur auf, wenngleich – das ist hervorzuheben – auf ungewöhnliche und implizite Weise, so doch nicht minder eindrucksvoll.

VIII Schluß oder Wahrheitsfindung durch Klischeebildung

Hinweise darauf, welche Art von Leser und welche Lesart Johnson sich gewünscht hätte, gibt es – wenngleich nur spärlich und versteckt – durchaus. Über die *Rezeption* der „Zwei Ansichten" notierte Johnson Unterschiede, die trotz der Kürze aufschlußreich sind:

> „Ich habe den Anfang jenes Buches *Zwei Ansichten* in Deutschland vorgelesen und bekam dafür ernstes Schweigen. Dann habe ich ihn in Amerika vorgelesen und bekam Gelächter. Das gefiel mir besser." (G 229)

Damit ist etwas ausgesagt über die intendierte Wirkung. Die „Zwei Ansichten" tragen in der Tat bisweilen Züge einer Parodie. Und da man eine solche nicht mit den selben Maßstäben und Methoden eines herkömmlichen Romans messen kann, nimmt es nicht Wunder, wenn die deutschsprachige Literaturkritik wie –wissenschaft mit diesem Werk zumeist hart ins Gericht gegangen ist.

Was motiviert aber einen Autor dazu, einen Text zu schreiben, in dem gezielt das geschieht, was dem Selbstverständnis des Autors widerspricht und in dem genau jene Fehlerquellen versteckt sind, vor denen er warnt? *Eine* mögliche Antwort sei angedeutet, wobei der Blick auf die frühen sechziger Jahre zu richten ist: Johnson setzte sich nach dem Mauerbau und in einer Situation des zugespitzten Kalten Krieges weiter für eine Entspannung des Verhältnisses der beiden deutschen Staaten ein. Er engagierte sich gegen den Boykott der Berliner Stadtbahn, schrieb als Fernsehkritiker gegen den Boykott des DDR–Programms und intensivierte seine Beziehungen zu DDR–Autoren.[60] Johnson verstand sich damals als Intellektueller, der analytisch und nicht moralisierend der entstandenen Situation beizukommen suchte, trotz der persönlichen Betroffenheit! Unter diesen Bedingungen ging es ihm darum, das Interesse am Gespräch wachzuhalten und die Westdeutschen über die Wirklichkeit des Ostens „wenigstens in Kenntnis" zu setzen. Das war bereits eine Intention des Romans „Das dritte Buch über Achim". Die Vorstellung des Textes auf der Buchmesse im Oktober 1961 in Frankfurt am Main läßt mitunter vergessen, daß das Manuskript bereits am 2. März 1961 abgeschlossen vorlag, also einige Monate vor dem 13. August 1961. Insofern waren die „Zwei Ansichten" – neben kleineren Arbeiten – Johnsons erste größere *literarische* Reaktion auf den Mauerbau, die letzte Fassung der „Zwei Ansichten" stammt

vom 25. 4. 1965.[61] Darüber hinaus kann man die Erzählung als *literarische Antwort* auf die Auseinandersetzung mit Hermann Kesten und die Situation der frühen 60er Jahre lesen.[62] Dies erklärt die Erzählstruktur, die Figurenanlage, wie auch den „politischen Sachgehalt". Johnson wollte – so die These – mit der vorgenommenen Typisierung ein Signal geben und zeigen, was folgt, wenn Personen und Verhältnisse in ein vorgefaßtes Bild gepreßt werden. Genau dies gilt ja für B.[63] Aber warum nutzt Johnson zur Typisierung nur die Figur des B.? Es hängt dies zum ersten mit persönlichen Erfahrungen und Angriffen im Westen zusammen (Stichwort: Kesten–Affäre), zum zweiten fühlt sich Johnson dem Osten weiter verbunden und befindet sich in Distanz zur westdeutschen Wirtschaftswunderwelt. Aber maßgeblicher scheint ein dritter Grund zu sein: Eine Klischeebildung würde angesichts des kalten Krieges bei westdeutschen Lesern als solche gar nicht erkannt, wenn der Erzähler sie an der ostdeutschen Figur exemplifizierte. Eben wegen der Unkenntnis und dem vorherrschenden Desinteresse war davon auszugehen, daß dem Erzähler über die ostdeutsche Figur alles abgenommen worden wäre. Die Schilderung etwa eines beliebigen DDR–Bürgers wie eines Funktionärs, und wenn sie noch so typisierend, klischeehaft, stereotyp, vereinfacht ausgesehen hätte, würde am Beginn der 60er Jahre von westdeutschen Lesern als 1:1–Entsprechung bzw. Abbild der realen Verhältnisse gelesen worden sein. Eine solche Leseweise – so ist zu vermuten – hätte damit nur bereits vorgefaßte Meinungen über den Osten als „einen nicht lebenswerten, aufgegebenen Ort" (ZA 66) affirmativ bestätigt. Ressentiments wären auf eine solche Weise ebensowenig aufzulösen gewesen, wie das Bemühen, eine genauere Kenntnisnahme der Wirklichkeit in der DDR anzuregen.

Bleibt die Frage, warum der Autor nicht reagiert, als er erkennen muß, wie wenig Literaturkritik und –wissenschaft mit dem Text anfangen können, wie sie die Funktion der gezielt eingesetzten Gestaltungsmittel verkennen, sogar in die öffentlich aufgestellten Fallen hineintappen und letztlich das Unvermögen zum genauen Lesen ihm, dem Autor, als Schwäche anlasten? Es gehört schon eine gehörige Portion von uneitlem Selbstbewußtsein dazu, wie Johnson die kritischen Reaktionen auf die „Zwei Ansichten" gelassen zur Kenntnis zu nehmen und sich nicht hinreichend motiviert zu sehen, das Geheimnis der Konstruktion zu lüften. Johnsons Zugeständnis ging lediglich so weit, in den „Begleitumständen" nochmals zu erklären:

> „Das Verhältnis des Erzählers zu diesen beiden Personen, obwohl im Text grundsätzlich ersichtlich, wird der guten Ordnung halber in den beiden letzten Kapiteln in seiner Entstehung vorgeführt ..." (BU 324).

Johnson zitiert dann jene beiden Passagen, in denen der Erzähler sich dem Leser als physisch anwesende Person entdeckt und kommentiert:

„Es ist demnach dieser beider Material, das sie dem Erzähler zur Verwandlung in einem Falle überlassen, im anderen angeboten haben" (BU 325)

Mehr konnte Johnson sich allem Anschein nach nicht abringen, und dies um den Preis des Nicht–Verstehens, denn zweifellos sind wirkliche Intention, Erzählstruktur, literarischer Wert der „Zwei Ansichten" auch in der Folgezeit nie richtig erkannt worden. Diese Erzählung ist – im Gegensatz zu der bis heute gängigen Meinung – ein Werk von hohem Rang und zwar vor allem im poetologischen, weniger im poetischen Sinn. Und der Essay „Berliner Stadtbahn (veraltet)" ist nach allem Gesagtem eine Vorschau auf die „Zwei Ansichten", oder umgekehrt: Die „Zwei Ansichten" sind eine poetologische Inversion![64]

Darüber hinaus nehmen die „Zwei Ansichten" keineswegs eine Sonderstellung im Gesamtwerk ein oder sind in ihm isoliert, ganz im Gegenteil betreffen sie exakt ein Hauptthema Johnsons, es geht nämlich um die Darstellung der „Grenze: d(er) Entfernung: d(es) Unterschied(s)". Der Text läßt sich daher als eine konsequente Fortsetzung von Johnsons „Das dritte Buch über Achim" lesen. Beide Erzähler scheitern im Sinne von Johnsons poetologischem Anspruch.[65]

Johnsons Prosa ist – so läßt sich abschließend sagen – darum bemüht, Erfindungen wie Konstruktionen bewußt zu machen und Leerstellen zu bewahren statt zu schließen. Der Verfasser – heißt es bei Johnson – „sollte zugeben, daß er erfunden hat, was er vorbringt, er sollte nicht verschweigen, daß seine Informationen lückenhaft sind und ungenau" (BS 20f.). Und es folgt Uwe Johnsons poetologisches Credo:

„Dies eingestehen kann er, indem er etwa *die schwierige Suche nach der Wahrheit ausdrücklich vorführt*, indem er seine Auffassung des Geschehens mit der seiner Person vergleicht und relativiert, indem er ausläßt, was er nicht wissen kann, indem er nicht für reine Kunst ausgibt, was noch eine Art der Wahrheitsfindung ist." (BS 21)

Der Erzähler der „Zwei Ansichten" allerdings ist von diesem Anspruch der Johnsonschen Poetik weit entfernt, und insofern bilden die „Zwei Ansichten" jene in Johnsons Schaffen gezielt und bis in Detail gebaute Ausnahme, weil gezeigt wird, wie es nicht zu machen ist, nicht gemacht werden darf!

Anmerkungen

1 Die Argumentation des Beitrages wurde im Rahmen der Uwe–Johnson–Tage zum Kolloquium „Fremdheit und Nähe" am 26. September 1997 in Neubrandenburg entwickelt. Siehe dazu Carsten Gansel: 'Klischeebildung statt Wahrheitsfindung'? Oder Vom 'Platz des Erzählers'. Zum Konstruktionsprinzp von Uwe Johnsons „Zwei Ansichten". Der vorliegende Beitrag stellt eine erweiterte Fassung dar. An Teilen der Ausarbeitung war Matthias Hund beteiligt, dem die Verfasser danken.

2 Siehe Nicolai Riedel: Uwe Johnson. Bibliographie 1959–1980. Band 1. Bonn: Bouvier Verlag, 1981. (= Abhandlungen zur Kunst–, Musik– und Literaturwissenschaft. 200).

3 Nach Information des Suhrkamp Verlages vom September 1997 hat sich die erste Auflage der Leinen–Ausgabe mit 30.000 Exemplaren verkauft. Das Taschenbuch, das zwischen 1970 bis 1991 aufgelegt war, erreichte eine Auflage von 32.000 Exemplaren. Hinzu kommt das Rowohlt–Taschenbuch, das von 1968 bis 1974 eine Auflage von 53.000 Exemplaren erreichte.

4 Zu diesem Ergebnis kommt Bernd W. Seiler: Uwe Johnsons „Zwei Ansichten"– oder: Zielloses Fahren und aufrechter Gang. In: Internationales Uwe–Johnson–Forum. Band 6. Beiträge zum Werkverständnis und Materialien zur Rezeptionsgeschichte. Herausgegeben von Carsten Gansel und Nicolai Riedel. Bern, Frankfurt/M.: Peter Lang, 1997, S. 109–128.

5 a. a. O., S. 109.

6 Bereits an anderer Stelle war darauf verwiesen worden, daß der „inhaltlichen Analyse" eine Untersuchung des Erzählverhaltens vorausgehen muß. Siehe dazu Carsten Gansel: „Echtes Ausland ist selten so fremd." Uwe Johnson, „Zwei Ansichten" und die deutsche Teilung im Literaturunterricht. In: Internationales Uwe–Johnson–Forum. Band 6. Beiträge zum Werkverständnis und Materialien zur Rezeptionsgeschichte. Herausgegeben von Carsten Gansel und Nicolai Riedel. Frankfurt/M, Bern: Peter Lang, 1997, S. 129–158, hier: S. 146f.

7 Jens Hoffmann: Die prosaische Selbstverstümmelung. Uwe Johnsons Träume und Tendenzen. In: Christ und Welt. Deutsche Wochenzeitung. Stuttgart. 18. Jg., Nr. 42 vom 15. 10. 1965, S. 35. Sämtliche Hervorhebungen in Kursivdruck durch die Verfasser.

8 Jürgen Lütge: Mauerblüte. In: Zürcher Woche. Zürich. 17. Jg., Nr. 44 vom 29. 10. 1965, S. 17.

9 Walter Henze: Die Liebe als Verlegenheits–Etikett. In: Hannoversche Allgemeine Zeitung. 17. Jg., Nr. 224 vom 25. 09. 1965, (Beil.) 'Der siebente Tag', [S. V].

10 A[nnemarie] M[eckel]: „Zwei Ansichten" oder nur eine? In: Badische Zeitung. Freiburg im Breisgau. 20. Jg., Nr. 228 vom 2./3. 10. 1965, (Beil.) 'Gestern und Heute', [S. VIII].

11 Urs Jenny: Vom Vakuum zwischen zwei Stühlen. In: Die Weltwoche. Unabhängige Schweizerische Umschau. Zürich. 33. Jg., Nr. 1663 vom 24. 09. 1965, S. 26.

12 H[arald] St[erk]: Johnson und das geteilte Deutschland. In: Arbeiter–Zeitung. Zen-

tralorgan der Sozialistischen Partei Österreichs. Wien. Nr. 271 vom 21. 11. 1965, (Beil.) 'AZ–Bücher', S. IV.

13 Marlies Gerhardt: Tief in die Kolportage abgesunken. In: Schwäbische Donau–Zeitung. Ulm. 21. Jg., Nr. 255 vom 4. 11. 1965, S. 7.

14 Reinhard Baumgart: Johnsons Voraussetzungen. In: Ders.: Über Uwe Johnson. Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag, 1970, S. 167. (= edition suhrkamp. 405).

15 E[rich] H[ermann]: Wieder von und in Berlin. Uwe Johnsons neue Ansichten. In: Stuttgarter Nachrichten. 20. Jg., Nr. 268 vom 13. 11. 1965, S. 41.

16 Otto F. Beer: Das zweimal geteilte Berlin. In: Neues Österreich. Unabhängiges Wiener Tageblatt. 21. Jg., Nr. 265 vom 13. 11. 1965, S. 23.

17 Manfred Durzak: Politische Bestandsaufnahme. In: Uwe Johnson. Herausgegeben von Rainer Gerlach und Mathias Richter. Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag, 1984, S. 223–236, hier S. 235f. (= suhrkamp taschenbuch materialien. 2061).

18 Darauf verweist auch Norbert Mecklenburg in seiner neuen Arbeit. Siehe ders.: Die Erzählkunst Uwe Johnsons. Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag, 1997, S. 24.

19 a. a. O., S. 27.

20 Siehe Ulrich Fries: Uwe Johnsons „Jahrestage". Erzählstruktur und politische Subjektivität. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1990. (= Palaestra. 290).

21 Theodor Fontane: Briefe an Georg Friedlaender. Herausgegeben von Kurt Schreinert. Heidelberg: Quelle & Meyer, 1954, S. 260. Zitiert a. a. O., S. 20. – Johnson hatte in den „Jahrestagen" die Elf A für die ersten sechs Seiten des „Schach von Wuthenow" von Theodor Fontane drei Wochen benötigen lassen. Was die Schüler damals als Zumutung empfanden, wurde später zu höchstem Lob: „Wir hatten bei ihm das Deutsche lesen gelernt", hieß es im Rückblick.

22 Eberhard Lämmert: Bauformen des Erzählens. Stuttgart: J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 8., unveränd. Aufl. 1989, S. 104–108.

23 Wie Bernd W. Seiler anmerkt, betrug die Jahresproduktion von VW um 1961 ca. 1 Million Fahrzeuge. Siehe ders.: Die Leidigen Tatsachen. Von den Grenzen der Wahrscheinlichkeit in der Literatur seit dem 18. Jahrhundert. Stuttgart: Klett–Cotta, 1983, S. 298. (= Sprache und Geschichte. 6).

24 Jens Hoffmann: Die prosaische Selbstverstümmelung. Uwe Johnsons Träume und Tendenzen, a. a. O.

25 Jürgen H. Petersen: Erzählsysteme. Eine Poetik epischer Texte. Stuttgart, Weimar: Metzler, 1993, S. 53ff. Der Erzähler bzw. Narrator kann dabei aus großer Nähe die Figuren, Handlungen, Denk– und Verhaltensweisen beschreiben und dabei auch auf kleinste Details verweisen oder aber aus größerer Entfernung berichten. Die Nähe allerdings kann den Blickpunkt bzw. Blickwinkel einschränken, aber auch eine olympische Position zum Erzählten zur Folge haben. Möglicherweise kennt der Erzähler nämlich die Vor– und Nachgeschichte bereits, was Rückblicke und Vorausdeutungen ermöglichte. In diesem Falle könnte der Erzähler über sogenannte 'Allwissenheit' verfügen. Konsequent betrachtet liegt die aber nur in dem Fall vor, da der Erzähler

auch die Gedanken und Gefühle der Figuren kennt, also nicht nur auf ihre Außenseite blickt, sondern auch auf die Innenseite. Vgl. dazu Franz K. Stanzel: Typische Formen des Romans. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 11. Aufl. 1987. (= Kleine Vandenhoeck–Reihe. 1187).

26 Dies ist so zutreffend nicht, denn „allwissend" kann man einen Erzähler eigentlich nur dann nennen, wenn er auch über die Innensicht verfügt. Aber dies würde mit Petersen in die Kategorie der „Sichtweise" führen (a. a. O., S. 65).

27 Die Sichtweise des Erzählers kann gerichtet sein auf die Außenseite der Figuren, der Erzähler kann aber auch in sie hineinblicken und damit die Innenseite erschließen.

28 Jürgen H. Petersen: Erzählsysteme... , a. a. O., S. 68.

29 a. a. O.

30 Monika Maron: Ein Schicksalsbuch. Warum ich in der DDR Uwe Johnson nicht las. In: Die Zeit. Hamburg. Nr. 49 vom 28. 11. 1997, S. 63.

31 Uwe Johnson: Berliner Stadtbahn (veraltet). In: Ders.: Berliner Sachen. Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag, 1975, S. 10. (= suhrkamp taschenbuch. 249).

32 Vgl. dazu die DDR–Ausgabe des Duden. Leipzig: VEB Bibliographisches Institut, 3. durchgesehene Auflage, 1987, S. 257.

33 Es wird dies u. a. realisiert durch den Einsatz von Dialog und indirekter Rede.

34 Bernd W. Seiler: Uwe Johnsons „Zwei Ansichten"... , a. a. O., S. 119.

35 Vgl. dazu: Patrick O'Neill: The System... , a. a. O., S. 535f.

36 Zur Bedeutung des Sportwagens als Ikone der spätkapitalistischen Gesellschaft vgl.: Bernd Neumann: Utopie und Mimesis. Zum Verhältnis von Ästhetik und Politik in den Romanen Uwe Johnsons. Kronberg/Ts.: 1978, S. 232ff.

37 Daß der Erzähler nicht mitteilt, was B. konkret sagt, kann in diesem Fall auch damit zusammenhängen, daß er B.s Äußerungen nicht versteht. Nicht nur an dieser Stelle drängt sich dem Leser erneut der Verdacht auf, bei dem Erzähler könne es sich um eine Person handeln, die B. gewissermaßen verfolgt, ja vielleicht gar um einen Detektiv. Schließt man die politische Nähe des Erzählers zur D. aus, könnte zugespitzt sogar vermutet werden, bei dem Erzähler handle es sich um einen Angehörigen der Staatssicherheit, der den westdeutschen Fotografen (!) B. und dessen ostdeutsche Bekannte observiert, aber im lauten Straßenverkehr nichts hören kann.

38 Außerdem: Wie kann sich jemand zugleich wohl, schwer und unglücklich fühlen? Das ist ein Eingeständnis, jemanden nicht zu verstehen.

39 Warum erfährt der Leser erst jetzt davon?! Die Tatsache, daß auch hier zu wenig Informationen und diese zu spät mitgeteilt werden, verhärtet den Verdacht gegen den Erzähler.

40 Trotz der unübersehbar negativen Haltung des Erzählers zu B. bleibt der *Fakt* bestehen, daß B. in dieser für das Leben der D. nicht unwichtigen Situation den Erwerb eines Sportwagens als für sich bedeutungsvoller empfindet. Eine solche Verhaltensweise wäre freilich auch für einen neutralen Beobachter ein hinreichender Grund für Kritik an der Person.

41 Patrick O'Neill: The System... , a. a. O., S. 538.

42 Ebenda, S. 535.

43 Offensichtlich befindet sich der Erzähler in einem Ermittlungsprozeß, bei dem Wissenslücken durch Recherche geschlossen werden, um Beweismaterial – gegen B.? – zu sammeln. In „Berliner Stadtbahn" heißt es: „Er befragte alle Zeugen, die ihm erreichbar sind. Und wenn sie ihn anlügen? Er mag nachher gar nicht an die richtigen gekommen sein." (BS 14)

44 Erneut entsteht der Eindruck, der Erzähler könne eine Art Detektiv sein, der B. observiert und belauscht.

45 Zum Beispiel: Eines Vormittags war der junge Herr B. tolpatschig genug gewesen...

46 Vgl. Bernd W. Seiler (a. a. O., S. 115). Bernd W. Seiler sieht – anders als wir – in den zitierten Periphrasen einen Hinweis darauf, daß Johnson (!) für die Darstellung der westdeutschen Verhältnisse zu diesem Zeitpunkt der Hintergrund fehlt. Das mag grundsätzlich zutreffen, und zweifellos mögen sich Johnson wie der von ihm eingesetzte Erzähler in der Sicht auf die Verhältnisse in Ost und West gleichen, aber im vorliegenden Fall handelt es sich um konsequent eingesetzte erzählerische Mittel, die den Erzähler (!) kennzeichnen.

47 a. a. O., S. 117.

48 Walter Henze nimmt diese Besonderheit sehr wohl wahr, aber er verkennt ihre Funktion, wenn es heißt: „Und warum unterdrückt der Autor nicht den unseligen Einfall, am Ende des Romans plötzlich als 'ich' in die Handlung einzugreifen?" (Die Liebe als Verlegenheits–Etikett, a. a. O., Anm. 7).

49 Man könnte vermuten, daß Erzähler und D. neben gegenseitiger Sympathie noch etwas vereint: Beide kommen aus dem Osten, sind mit den dortigen Verhältnissen vertraut, haben ihn verlassen müssen, und sehen den Westen eher distanziert. Das mag ohne viel Worte ein Übereinkommen erzeugen in der Sicht auf den jungen Herrn B. wie den Westen insgesamt.

50 Gerhard Kurz: Zu einer Theorie des literarischen Klischees. In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht. Paderborn. 1997, Heft 79, S. 108–116, hier S. 111.

51 a. a. O., S. 111. Kurz nimmt ferner an: „Im Klischee ist für den Rezipienten der Versuch mißglückt, originell und etwas Besonderes zu sein." (a. a. O., S. 114).

52 Es kann angenommen werden, daß Christa Wolf den Essay „Berliner Stadtbahn (veraltet)" von Uwe Johnson kannte, als sie ihre in der (literarischen) Öffentlichkeit in Ost und West vielbeachteten poetologischen Reflexionen in „Lesen und Schreiben" (1968) entwarf. Auf die dem Essay immanente Johnson–Rezeption indes ist bislang – soweit wir es übersehen – nicht eingegangen worden.

53 Johnson differenziert hier – wie uns scheint – nicht hinreichend zwischen Verfasser/Autor und Erzähler *im erzähltheoretischen Sinn*. So heißt es: „In diesem Fall, den ich ihnen vortragen darf, haben sie sich eigentlich ausgewirkt auf den *Platz des Erzählers*. Wo steht *der Autor* in seinem Text?" (BS 20). Zu beachten ist dabei, mit welchen erzähltheoretischen Positionen Johnson in Leipzig ausgestattet wurde und

wie überhaupt der Stand der Erzähltheorie am Beginn der 60er Jahre war.

54 Das läßt sich wie eine Art Plädoyer des Autors Johnson gegenüber der Figur des B. lesen, der ihn als Anwalt gegen die ungerechte, lieblose, klischeehafte, tendenziöse Darstellung durch den Erzähler in Schutz nimmt, verteidigt und zu rehabilitieren sucht.

55 In der wissenschaftlichen Diskussion über „Zwei Ansichten" ist des öfteren von Karikatureskem die Rede, aber nur im Zusammenhang mit B., niemals mit dem Erzähler oder der ganzen Erzählung.

56 Beispielsweise kann der Leser die Erzählhaltung aus „Das dritte Buch über Achim" einfordern. Hier schildert der Erzähler eine inhaltlich durchaus ähnliche Situation: Ein westdeutscher Journalist besucht seine ehemalige ostdeutsche Lebensgefährtin. Dieser Sachverhalt wird jedoch differenziert und beiden Seiten gerecht werdend dargelegt. Außerdem gibt sich der Erzähler nicht allwissend und gibt zu, daß er auf Zeugenaussagen zurückgreifen muß: „Er soll nach dem Krieg mit einer Schauspielerin zusammengelebt haben, das war in Berlin, die war aus dem Osten; augenscheinlich hatten sie bei ihrer Trennung einander gesagt: Wenn etwas ist, will ich dich nicht vergessen haben, oder ähnlich: Denn als sie ihn anrief und zu kommen bat, fuhr er ab von einem Tag auf den anderen." (DB 9)

57 Hieraus lassen sich allgemeine Ziele, auch im Hinblick auf den Literaturunterricht, ableiten: Generalisierung dieses Leseverhaltens, Einfordern von Gerechtigkeit im Umgang mit Menschen, kritisches Hinterfragen etc.

58 Patrick O'Neill: The System... , a. a. O., S. 531.

59 Bruno Hillebrand: Theorie des Romans. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1980, S. 410f. (= dtv 4340).

60 Vgl. dazu Carsten Gansel: Verschiedene Wahrheiten? Zu einem Ost–West–Gespräch aus dem Jahre 1964. In: Wenigstens in Kenntnis leben. Notate zum Werk Uwe Johnsons. Herausgegeben von Carsten Gansel. Neubrandenburg: federchen Verlag, 1991, S. 118–123, sowie den Abdruck des Ost–West–Gesprächs vom März 1964 (a. a. O., S. 123–146).

61 Siehe dazu die Textfassungen im Frankfurter Uwe–Johnson–Archiv.

62 Die Umstände sind bekannt: Hermann Kesten hatte nach einer gemeinsamen Diskussion in Mailand Johnson in einem Artikel vorgeworfen, er würde den Bau der Mauer befürworten und wie „Ulbricht" sprechen. Die Wellen schlugen hoch. Johnson konnte durch einen Tonbandmitschnitt der aufgeregten Öffentlichkeit nachweisen, daß Kestens Anschuldigungen unwahr, besser gelogen waren.

63 Bei aller Ungerechtigkeit des Erzählers gegenüber B. wird der Leser ja beständig aufgefordert, die angebotene „Version von Wirklichkeit" mit seiner zu vergleichen. Dabei dürfte der Erzähler bei aller Zuspitzung, was die Charakterisierung des westdeutschen B. und der dortigen Verhältnisse betrifft, durchaus Treffendes vermerkt haben. Zweifellos gab es sehr wohl eine Reihe von Leuten, die im Innersten vom Bau der Mauer nicht richtig berührt waren, weil es für *ihr Leben* keinen Einschnitt bedeutete. Für ihre Äußerungen mag zutreffen, was der Erzähler dem B. unterstellt, daß es sich um „Geschwätz über die Mauer, als Weltläufigkeit vorgetragen", handelt.

[64] Haslé scheint das in vergleichbarer Weise zu sehen: „L'auteur revient très exactement sur ce qui caractérisait ses textes précédents: plus de primat de la réalité sur l'oeuvre [...] plus d'approche critique de la réalité caractérisée par la multiplication de conjectures ou de tentatives [...] mais un écrivain omniscient [...]." Maurice Haslé: L'appréhension de la réalité dans l'oeuvre de Uwe Johnson. Etude de sa première manière. Rennes: Université de Haute-Bretagne, 1978 [Dissertation]. Zitiert nach: Philippe Wellnitz: Traumebenen in Uwe Johnsons Prosa. Eine Ansicht zu „Zwei Ansichten". In: Internationales Uwe-Johnson-Forum. Band 5. Herausgegeben von Carsten Gansel, Bernd Neumann und Nicolai Riedel in Verbindung mit Ralf Zschachlitz. Frankfurt/M., Bern: Peter Lang, 1996, S. 129.

[65] Aber während im „dritten Buch" der Schreibende – Karsch ist nicht zugleich auch Erzähler – die Unmöglichkeit seines Vorhabens im Verlauf der Geschichte erkennt, ist der Erzähler der „Zwei Ansichten" uneinsichtig. Gleichwohl unterliegen beide Werke den gleichen poetologischen Prinzipien.

OLIVER VOSS

Die 'moralische Schweiz' – und wie man ohne sie lebt.

Ein Blick auf die Lebensentwürfe der Bewohner der Jerichow-Welt in Uwe Johnsons „Jahrestagen"

Die Suche nach der 'moralischen Schweiz' – ein zentrales Thema für Gesine, ein zentrales Thema der „Jahrestage"

Es gehört zu den Charakteristiken Gesines, daß sie ihr Leben in New York beständig hinterfragen und vor sich selbst rechtfertigen muß.[1] Dadurch wird eine Frage zum zentralen Thema, ja gleichsam zu einem Leitmotiv des Romans: die Frage, wie ein Einklang zwischen privater und öffentlicher Moral herzustellen ist. Sicherlich eine alte und altbekannte Frage, aber doch eine, die nie allgemeingültig zu beantworten ist, die sich in jeder historischen Situation und für jeden einzelnen Menschen neu stellt. Für Gesine stellt sie sich, ausgelöst durch die Lektüre eines NYT-Artikels, der die rechtfertigenden Äußerungen eines Dow-Chemical-Vertreters zur Napalmproduktion seiner Firma wiedergibt, so:

> „Haushaltsprodukte der Firma Dow Chemical kaufen wir schon lange nicht mehr. Aber sollen wir auch nicht mehr mit einer Eisenbahn fahren, da sie an den Transporten von Kriegsmaterial verdient? Sollen wir nicht mehr mit den Fluggesellschaften fliegen, die Kampftruppen nach Viet Nam bringen? Sollen wir verzichten auf jeden Einkauf, weil er eine Steuer produziert, von deren endgültiger Verwendung wir nichts wissen? Wo ist die moralische Schweiz, in die wir emigrieren könnten?"

Gesines Suche nach der „moralischen Schweiz" ist die Suche nach einer Heimat, genauer betrachtet, nach einer „öffentlichen Heimat", d. h. nicht nach der „privaten Heimat" von Familie und Freunden, sondern nach einem Staat und einer Gesellschaft, mit deren Struktur und deren Ordnungsprinzipien, mit deren „öffentlicher Moral" sie sich im Einklang befindet. Ihr Nicht-einverstanden-Sein mit der öffentlichen Moral, das ihr im Jahr 1964 – d. h., als sie sich auf mehr als bloß einen vorübergehenden Aufenthalt in den USA eingestellt hat – erstmals dringlich bewußt wird,[2] ist für sie vor allem durch den Verlauf des Vietnamkriegs zu einem bedrängenden Problem geworden.